

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 13 (1879)
Heft: 9

Artikel: Reisebriefe aus Italien
Autor: Heim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-258087>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reisebriefe aus Italien.*)

Von Heim, Dekan.

Chiavenna, den 23. April 1878.

Da bin ich schon im Lande, wo, um mit klassischen Worten zu reden,

„die Zitronen blüh'n
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n“.

im . . . „bel paese ch'Appenin parte e'l mar circonda e l'Alpe.“
Doch ich sehe noch keine blühenden Zitronenbäume, kein Meer und keinen Appennin. Ich sitze erst unter einem der vielen Eingangsthore, die nach Italien führen, im freundlichen Chiavenna an der Maïra, dem „Schlüssel“ zu den Alpen, wie die Römer den Ort nannten. Von hier aus schreibe ich den ersten einer Serie von Reisebriefen, die mich zwingen sollen, das Geschaute und Erlebte von Zeit zu Zeit schriftlich zu fixiren, womit ich mir selbst einen großen und vielleicht diesem und jenem Ihrer Leser einen kleinen Dienst erweise. Erwarten Sie aber keine Briefe mit gelehrttem Apparat, vollgestopft von mühsam aus allen Ecken und von allen Enden herbeigeholten Notizen; ich schreibe Ihnen ganz schlicht und einfach, aber frisch und warm, wie die Reiseindrücke, die ich empfange, es sind. Es sind leicht hingeworfene Skizzen, die ich in der Morgenfrühe oder spät in der Nacht zu Papier bringe, denen aber, wie ich hoffe, Kolorit und Treue nicht fehlen werden.

Gestern fuhr ich früh am Morgen im eidgenössischen Postwagen auf im voraus reservirtem, gutem Platze von Chur nach

*) Auf mehrfach geäußerten Wunsch wurden diese in der Appenzeller-Zeitung veröffentlichten Reisebriefe wenig verändert in die Jahrbücher aufgenommen.

Splügen. Der Himmel hing von Wolken schwer. Grau die Straße, grau der Rhein, grau der Himmel — es war ein Bild ungestörter Farbenmonotonie, das mich aber nicht zu deprimiren vermochte, winkte doch das sonnige Land der Farben. Der Regen drohte vormittags, aber er drohte nur und schreckte auch die vielen Musiker, Sänger und Sängerinnen nicht, die fröhlich nach Fürstenau „zum Fest der Lieder“ zogen. Die Via mala, die nicht so, sondern bona, aber angusta heißen sollte, ging ich zu Fuß und erinnerte mich dabei lebhaft eines vor vielen, vielen Jahren in Gesellschaft lieber Kollegen dorthin unternommenen Ausflugs. Mancher von ihnen hat seither die letzte Reise angereten, Andere sind dem Lande untreu geworden, nur Wenige wirken noch auf dem gleichen Posten. Ich grüße Alle im Geiste. Tempi passati! Damals war's noch möglich, bei aller, ob auch noch so scharfer Divergenz der Ansichten und Standpunkte dem Andern gegenüber ächt kollegialisch zu sein und sich gemüthlich zu fühlen.

Von Zillis an hoben sich die Wolken etwas in die Höhe, nach Süden lachte der Himmel blau, und als wir um halb 12 Uhr in Splügen ankamen, hatte ich die Gewissheit, daß die Tour über den Bergpaß zwar nicht mit Aussicht auf das Gebirge, aber doch ohne Regennoth vor sich gehen werde. Mittagsraast in Splügen. Wir waren nur unser 4 Passagiere, die mit der Bagage 4 Schlitten in Anspruch nahmen. Etwa 25 Minuten lang ging's im schönsten Straßenkoth hinan, und zwar nichts weniger als langsam; indessen war der Wunsch, in die Schneeregion zu gelangen, doch sehr motivirt. Kaum hatten wir diese erreicht, so brach ein Pferd an einer Stelle, wo kurz zuvor eine Lawine gefallen war, so tief ein, daß es sich nicht mehr erheben konnte und ausgespannt werden mußte, was sich in der Folge mehrmals wiederholte. Ich freute mich der Wahrnehmung, daß Kondukteur und Postillon niemals die Peitsche brauchten, sondern in wirklich humarer Weise den armen Thieren zu Hülfe kamen. Der Weg auf die Paßhöhe war äußerst anstrengend, und schon um der Pferde willen begrüßte ich jene freudig. Unsern Schlitten zog ein ausgezeichnet kräftiges und kluges Pferd; es war ein wahrer Genuss, zu sehen, mit welch' riesiger Kraft es sich, wenn es bis an den Bauch eingesunken war, blitzschnell wieder auf die Beine hob und auch den geringsten Vortheil zu seinen und unsern Gunsten benützte. Es gab indessen einige sehr schlimme, wirklich kritische Situationen, auch bei der Niedersfahrt, doch ging Alles glücklich und ohne den geringsten Unfall vorüber.

Auf der schweizerischen und italiänischen Seite des Splügen stehen massive Schuhhäuser und führt der Weg durch große Gallerien. Wie mag's da oben stürmen im Winter! Stellenweise lag der Schnee jetzt noch 10—12' hoch auf der Straße, und doch soll der Paß in 10—14 Tagen für Wagen offen sein. Bei Ankunft am italiänischen Schuhhaus erzählte uns der Kutschер eine schöne wahre Geschichte. Eine vornehme österreichische Familie kam vor Jahren in furchtbarem Unwetter hier oben zufluchtsuchend an und entdeckte, daß sie ein Wickelfind unterwegs verloren hatte. Da machte sich der Bewohner des Schuhhauses „troß Sturm und Graus“ auf den Weg, das Kind zu suchen, und hatte das Glück, es lebend und ganz munter im Schnee zu finden und den Eltern in die Arme legen zu können. Dafür erhielt der brave Mann, ein Schweizer, eine goldene Medaille und lebenslänglich eine tägliche Pension von 1 Fr. 70 Rp., die er noch bezieht.

Von Splügen bis Campo Dolcino brauchten wir 4 Stunden. Unterwegs bewunderten wir, wie billig, den prächtigen, feinen, 260 Meter hohen Wasserfall des Madesimo bei Pianazzo, hatten wieder das Vergnügen, etwa eine halbe Stunde lang im Rothe zu schlitten, und waren daher sehr froh, als wir die Schlitten, worin wir unsäglich gerüttelt und geschüttelt worden waren, verlassen, den eidgenössischen Postwagen wieder besteigen und in der Ecke des Coupé ausruhen konnten. Nun ging's in raschstem Trabe dem Thale zu. Der Kondukteur, ein stattlicher und manierlicher Rhätier, machte uns auf einzelne Schönheiten und Merkwürdigkeiten am Wege aufmerksam und schilderte uns auch die furchtbaren Verwüstungen einer Rüfe in Madonna di Gallivaggio, welche Gegend meinem staunenden Auge die großartigste und furchtbarste Bergtrümmerwelt, die ich je gesehen, vorführte. Mitten in diesem Chaos von Felsblöcken stehen zahllose Edelkastanien, die uns ihre ersten Triebe zeigten. Nachdem wir über 50 Brücken und 60 Giravolten passirt hatten, hielten wir um halb 7 Uhr Abends bei ganz angenehmer Temperatur unsere Einfahrt in Chiavenna, dem alten Cläven, dessen Nähe uns die vielen herrlichen Weinberge verrathen hatten. Die Vegetation ist auch hier noch sehr zurück.

Im Hotel Conradi bin ich gut aufgehoben. Morgen geht's per Wagen nach Collico, auf dem Dampfer nach Como und mit der Eisenbahn nach Mailand, la bella città.

Mailand, den 24. April 1878.

Gestern früh war es nach Fertigung des Reisebriefes aus Chiavenna mein Erstes, ins „Paradies“ zu steigen. So heißt der ehemalige Salis'sche Schloßgarten mit den Trümmern der Festung, die einst gegen Friedrich Rothbart errichtet worden war, und dem unausgebauten Palast am Fuße des Hügels, der eine hübsche Aussicht über das ganz von Bergen umgebene Städtchen darbietet und bis zur Spitze mit Weinbergen bepflanzt ist. Es hatte die Nacht geregnet; leider versprach der Himmel auch für den Tag nicht viel Gutes. Alle Berge trugen die Nebelkappe, und es wehte kein günstiger Wind.

Um 10 Uhr fuhr ich in Gesellschaft eines jungen Schweizers mit der eidgenössischen Post nach Colico am Comersee, wo wir um die Mittagstunde anlangten. Der Weg bis Riva ist uninteressant und führt durch eine vielfach verwüstete, arme Thalebene mit langweiligen Weiden, kümmerlichen Triften und spärlichem, magerm Vieh an einer Menge verheerender Rüßen vorbei. Die Bergwelt ist nackt und düster. Letztere Eigenschaft kommt auch dem Clavner- oder Rivasee zu, der offenbar durch die Geschiebemassen der Adda vom Comersee getrennt worden ist. In Riva trafen wir Platanen im Blätterschmuck, Kirschbäume mit vorschrittener Fruchtentwicklung und herrlich duftenden Flieder, auch die ersten Maulbeeräume. Von hier wird die Fahrt anziehender, sie geht dem See entlang, dann aber durch eine sehr sumpfige, ungesunde Gegend. Ueberall war das Landvolk auf dem Felde beschäftigt. Bei der stattlichen Brücke über die breite Adda, die ich vor 2 Jahren manchmal gesehen hatte und mir die schöne Tour über das Stilfserjoch nach Meran und Bozen in die Erinnerung zurückrief, öffnete sich der Blick ins Veltlin. Immer tiefer senkten sich die Wolken, und eine Viertelstunde vor Colico fing es zu regnen an. Kaum waren wir hier angelangt, als ein Dampfboot Hunderte von italiänischen Arbeitern landete, die alle in die Schweiz reisen wollten, um Arbeit zu suchen. In Colico ist's nicht gemütlich, und der Regen trug nicht dazu bei, uns den Ort in günstigerem Lichte erscheinen zu lassen. Hier sah ich die ersten ächt italiänischen Bettlergestalten, die Murillo für seinen Pinsel nicht ausgewählt haben würde, wahrhaft erschreckend in Physiognomie und Costüme. Um halb 3 Uhr bestiegen wir den großen Dampfer Larignano, der uns nach Como bringen sollte. Anfangs waren wir eine kleine Anzahl Passagiere, aber sie mehrte sich während der Fahrt ganz bedeutend, und zuletzt konnte man

sich im Salon kaum mehr bewegen. Das Gros der Fremden bildeten of course die Söhne und Töchter Albions. O Comersee, du herrlicher, schon von Virgil besungener Larius, mit deinen vielen Bergen und Wasserfällen, Städtchen und Dörfern, mit deinen zahllosen stolzen Villen, wie ungnädig bist du uns gewesen! Mühsam ließest du dich durch's Rajütensfenster bewundern, und auf deinem nassen Verdeck wehten keine Zephir-, sondern Schneelüste ächt nordischer Art! Wie froh waren wir, daß wir gestern über die Berge gestiegen waren. Die Erinnerung an die gestrige Wärme und Trockenheit gewährte einigen Trost im Nass und in der Kälte von heute. Allmälig ließ der Regen nach, und gerade die schönsten Punkte des Sees: Bellano, Barenna, Menagio und vor allen Bellagio, konnten wir mit geschlossenem Regenschirm beschauen. Bei schöner Witterung wären wir unbedingt in Bellagio ausgestiegen, so sehr gefiel uns die reizende Lage des Ortes. Welch' eine Unmasse historischer Erinnerungen knüpft sich an diesen See, von den Römern an bis auf unsre Tage! Uns Schweizer interessirte u. A. besonders die Rocca di Musso mit den Trümmern der „grimmig und schier von allen Umbächer verflüchten“ Feste „Müß“, welche die Eidsgenossen und Franz Sforza belagerten. Gegen Como zu löst eine Villa die andere ab, schier eine schöner als die andere. Como selbst präsentirt sich sehr lieblich, doch wollten wir bei dieser Witterung hier nicht weilen. Die Eisenbahn führte uns noch gleichen Tages nach Mailand. Mein Gefährte ließ mich bei der Scala aus dem Hotelomnibus aussteigen und zeigte mir noch die unvergleichlich schöne Victor-Emanuel-Gallerie, die von der Scala zum Dom führt, mit ihren zweitausend Gasflammen einen fast feenhaften Anblick darbot und ganz voll von Leuten war. Weder London noch Paris kann etwas Ähnliches aufweisen. Ganz in der Nähe erhebt sich der Dom, das vielgenannte „Marmorgebirge aus dem Norden“. An ihm vorbei ging's ins Hotel zur erwünschten Ruhe, die aber bis Mitternacht durch heillosen Straßenlärm beeinträchtigt wurde.

Regen und wieder Regen! Da heißt es, sich an das Her vorragendste halten und fleißig den Fiaker benützen. So beschränkte ich mich nebst einer Fahrt durch die Hauptstraßen und zu den schönsten öffentlichen Plätzen auf den Dom, die Brera, die Ambrosianische Bibliothek, die Kirchen St. Maria della Grazie und St. Ambrogio und das Bürgermuseum. Der Dom und die Brera nahmen allein fast einen halben Tag in Anspruch. Der Künstler mag in den Formen des Doms einen „ewigen Gehalt“

vermissen und im Einzelnen Manches daran zu tadeln haben, er imponirt aber doch gewaltig von außen, selbst bei Regenwetter, und auch das Innere mit seinen kolossalen Dimensionen und seiner Einfachheit läßt einen mächtigen Eindruck zurück. Die einzelnen Sehens- und Denkwürdigkeiten ließ ich mir speziell zeigen, stieg auch trotz sichern Mangels an Aussicht auf das Dach und den Thurm, was mich ziemlich ermüdete. Wie bedauerte ich es da oben, daß die Welt der Berge verschleiert und weder der Ortler, noch der Monterosa, noch der Montblanc zu sehen war! Nach St. Maria della Grazie zog mich einzig Leonardo da Vincis unsterbliches Meisterwerk: sein Abendmahl. Unsterblich? Es ist jetzt schon verdorben genug, aber wenn es auch ganz verbllassen sollte, es lebt fort in zahllosen Nachbildungen. Goethe hat darüber für alle Zeiten maßgebende Worte geschrieben. Wunderbar ist an dem Bilde, was der Meister in die Hände aller Figuren gelegt hat. Die berühmte Pfeilerbasilika des Ambrosius ist überaus würdig und edel. Manche deutsche Kaiser wurden in dieser Kirche mit der eisernen Krone gekrönt. Die Brera mit ihren Gemälde- und andern Sammlungen fesselte mich lange. Ich hoffe noch Schöneres und Besseres zu sehen, will aber damit dem Werthe der Mailänder Pinakothek nicht zu nahe treten. Sie hat viel Gutes und Schönes; ihre Perlen sind Rafaels Vermählung und Leonardo da Vincis Christuskopf. Die Ambrosianische Bibliothek und Kunstsammlung enthält zahllose Maritäten und Unica von großem Werthe. Im Cortile steht ein wunderbar schöner Kopf Byrons von Thorwaldsen. Billig staunte ich die Handschriften in den Glassäcken an, mußte aber dabei die Haare und Briefe der Lucrezia Borgia, die neben den Schriftzügen eines Dante und Petrarca liegen, mit in den Kauf nehmen. Zufrieden mit der Tagesbeute, schließe ich diesen zweiten Brief, um morgen nach Genua zu reisen.

Genua, den 25. April 1878.

Am 24. April, abends, stand ich an einer Ecke des königlichen Palastes nochmals vor dem Dom in Mailand, der mit der Viktor-Emanuel-Gallerie wie ein Magnet den Reisenden anzieht, und bewunderte scheidend wieder den ungeheuern, märchenhaften Bau mit dem 101 Meter hohen Thurm. Dann ging

ich um die ganze Kathedrale herum, die beinahe 111,000 □' bedeckt, und spazierte noch lange in der Gallerie mit ihren 100 prächtigen Kaufläden und schönen Cafés. Auf den Moment, da rings um die Glaskuppel in der Mitte der Gallerie die 192 Gasflammen durch eine kleine Lokomotive, die ihre lichtspendende Arbeit durch richtige Eisenbahnpfiffe ankündet, im Nu angezündet werden, sind jeden Abend Hunderte von Zuschauern gespannt. Es ist dies in der That ein allerliebster Anblick, der auch mir zu Theil wurde. Und nun, Mailand, lebe wohl! Ich hoffe die schöne Stadt auf dem Rückwege im Sonnenlicht zu sehen und dann noch Einiges nachholen zu können.

Den 25. April vormittags Eisenbahnfahrt nach Genua, wo der Schnellzug um halb 1 Uhr anlangte. Als wir uns von Mailand entfernten, gedachte ich der merkwürdigen Wandelungen, welche die ursprünglich celtische Stadt von ihrer Gründung an bis auf die Gegenwart durchgemacht hat. Soll sie doch an die 50 mal belagert und an die 30 mal eingenommen worden sein! Als Friedrich Barbarossa vor 700 Jahren Mailand verbrannte und der Erde eben machen ließ, wessen Phantasie hätte damals an die jetzige moderne Großstadt gereicht, die sich neben den schönsten europäischen Städten sehen lassen darf? Die Bahn fährt am Friedhof mit der Leichenverbrennungseinrichtung vorbei, die immer noch verhältnismäßig selten benutzt wird. Eben sei, sagte mir ein Turiner, die Leiche eines Engländers unterwegs, der testamentarisch verfügt habe, daß sie in Mailand verbrannt werden solle. Bis zu den Vorläufern des Appennin bei Serravalle ist die Gegend völlig platt, aber sehr fruchtbar und sorgfältig angebaut. Wassermiesen mit fast fußhohem Gras, das stellenweise schon gemäht wurde, wechselten beständig mit grünen Saatfeldern und ausgedehnten Reisepflanzungen, die alle unter Wasser standen, worin die Leute nackten Fußes arbeiteten. Nirgends ein Fruchtbaum, nur Maulbeerbäume ohne frische Triebe und Weiden in allen Formen und in unendlicher Zahl, bei Valenza die ersten Weinberge. Die Bahn überschreitet den Tessin, den Po, den Tanaro, die Bormida und folgt ansteigend der Scrivia bis zur Wasserscheide zwischen dem ligurischen und adriatischen Meer. Wer gedächte auf dieser Linie Marengo's bei Alessandria nicht, auf dessen Schlachtfeld der Corse eine der Staffeln zum Kaiserthrone erstieg? Von Serravalle an beginnt die Bergpartie mit etwa 12 größern und kleinern Tunnels und sehr romantischen Ausblicken, aber auch mit armseligen Dörflein. Schwer leuchend gelangte die Lokomotive auf die Höhe unweit

Busalla. Nun abwärts ins Thal der Polcevera, in die Region blühender und verblühter Steinobstbäume, der Edelkastanien, frisch grünender Maulbeerbäume, weit vorgerückter Gärten und prächtiger Weinberge. Bald zeigt sich der Festungsgürtel Genuas, dann die Menge der Villen, und jetzt blickt das Meer blauaugig durch einzelne Straßen und Gassen heraus. „Thalatta, Thalatta! Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer.“ Und du dazu, Genua la superba! Auch du, warme italiänische Sonne!

Als wir von Mailand aufbrachen, wehte ein kühler Wind. Der Himmel war ganz bedeckt, und es schien, als ob wieder Regen im Anzuge sei. Bei Busalla fielen schwere Tropfen, auf der Höhe wendete sich die Witterung indessen glücklich zum Bessern, und als wir in Genua anlangten, hatte die Sonne den Sieg davon getragen, und ihre Strahlen waren am ligurischen Gestade schon recht heiß. In Mailand logirte ich in einem Gasthöfe, der nicht die geringste Aussicht darbot; hier in Genua beherrscht mein sehr hochgelegenes Zimmer im Hotel de la ville den ganzen Hafen und das Meer. Es hielt mich indessen nicht lang im Gasthöfe; ich eilte hinab auf die Hafenterrasse und gerieth bald mitten in das lärmende, geschäftige Treiben unter den Arkaden und am Hafen, der von großen und kleinen Schiffen recht eigentlich wimmelt. Das erinnerte mich unwillkürlich an das Leben an der Themse und in den Docks in London. Läßt sich Genua auch mit der englischen Handelsmetropole nicht von ferne vergleichen, so fühlt man es doch sogleich heraus, daß die Stadt durch die Schifffahrt groß geworden ist. Jene Zeiten des alten Genua sind freilich vorbei, von denen unser schweizerischer Dichter singt:

„Als einst zum Sturm Jerusalems der Glaube
Europa wappnete, da war dein Sohn
Der Saracenen Schreck, ein Führer schon
Dem frommen Ritter mit der Eisenhaube.

Doch später, unermeslich reich vom Raube,
Den Franken sprachst du, sprachst Benedig Hohn,
Dem Griechenkaiser gabst du seinen Thron
Und Pisa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrschtest über die Tyrrhenerfluth,
Im Osten blühten deine Colonien,
Chios und Cypern zahlten dir Tribut.

Was du auch unternommen, war gediehen,
Und strahlend, im Geleit von Macht und Gut,
Sahst du den Ruhm durch goldne Thore ziehen.“

So hinschlendernd kam ich zu den letzten Barken und ließ mich dann durch einen netten Genuesen an beiden Leuchtthürmen

vorbei ins Meer hinaus rudern. Es war ziemlich bewegt und die Wellen brachen sich donnernd am neuen Molo. Außer dem Alpenglühn kenne ich im Leben der Natur nichts Anziehenderes als dieses Kommen und Gehen der Wellen, dieses Wogen und Rauschen am Meere — ein Bild der Ewigkeit. Vom Schiffchen aus genoß ich den ersten Anblick der Stadt, und dieser Anblick wird mir unvergeßlich sein. Genua breitete sich in schönstem Lichte malerisch, packend schön vor mir aus. In großem Halbkreis streben die hohen weißen, gelben, rothen, blauen und grünen Häuser der Stadt, darunter herrliche Bauten, stolz den Kranz der grünen Hügel hinan. Ich habe bis heute kein schöneres Städtebild gesehen als Genua; nicht umsonst trägt die Stadt den Namen la superba. Um sie von einem möglichst hohen Standorte aus übersehen zu können, ließ ich mich zur Laterne hinüber rudern und bestieg mit dem kundigen Schiffer den 118 Meter hohen Thurm, der auf natürlichem Felsen sich am Westende der Stadt erhebt und die Gegend dominirt. 670 marmorne, sehr bequeme Stufen führen zur riesigen Laterne mit ihren 220 Spiegeln hinauf. Hier oben war's noch viel schöner als im Schiffchen auf dem Meer. Der Blick von hier umfaßt das Gesamtbild der Stadt, ihren doppelten Festungsgürtel, die Uferlinien, das unermessliche Meer. An der Riva d'Oriente erhebt sich, steil ins Meer abfallend, der Berg Fino, wie mir der Schiffer sagte. Wie fein war dieser Fino beleuchtet! Es war nicht roth, nicht blau, nicht violett, sondern eine wunderbar schöne Mischung dieser Farben, in die der Berg von oben bis unten getaucht zu sein schien. Zu Füßen liegt Festung und Kaserne S. Benigno. Eben zog eine Abtheilung Infanterie in leichter Ausrüstung von ihren Übungen ein. In der Nähe liegen riesige Kanonen und Strandbatterien. Es sieht auch jetzt noch kriegerisch aus in Genua wie zur Zeit der Doria. Dann fuhr ich, unserm Schiller zu Ehren, an all' den Hunderten von Schiffen im Hafen vorbei zu der Stelle, wo Fiesco ertrunken sein soll, und endigte die Orientirung mit einer Fiaferfahrt durch die schönsten Straßen, welche den Corso Genuas ausmachen, wobei die von Gold strohende Kirche S. Annunziata mit ihrem herrlichen Porticus von weißen Marmorsäulen in Augenschein genommen wurde. Die Paläste der Pallavicini, Spinola, Doria, Balbi, Durazzo sc. rufen dem an ihnen Vorbeigehenden ein großes Stück der genuesischen Geschichte in die Erinnerung zurück. Nach dem Mittagessen um 6 Uhr Spaziergang auf der Hafenterrasse, wo die junge Welt sich auf Rollschlittschuhen erging,

und dann nochmals in sicherem Boote auf's Meer hinaus, um die Stadt im Gaslicht zu betrachten, ein unendlich schöner Anblick! Morgen noch Nachlese in Genua und dann nach Pisa!

Pisa, den 27. April 1878.

Aus einem schönen Zimmer im Hotel Vittoria blicke ich auf den mächtigen Arno, der seine gelben Fluthen dem Meere zuwälzt. Gestern kam ich nach sechsstündiger Eisenbahnfahrt abends hier an, und sitze nun nach der Nachtruhe früh am Morgen wieder an meinen Reisebriefen, die mir nachgerade immer mehr Genuss bereiten.

Da ich gestern noch Pisa erreichen wollte, so mußte ich die Zeit in Genua fleißig zu Rathe halten. Als noch Alles im Gathof auf den Ohren lag, stieg ich mutterseelenallein auf eine Anhöhe über der Stadt und lernte dabei die eigenthümlichen Saliten kennen, die mitunter ziemlich steil sind. Auf 7 Uhr hatte ich einen Fiaker bestellt zur Morgenfahrt nach der schönsten Villa Genuas, der Villa Pallavicini. So ging's denn hinaus, 1 Stunde, dem Meere entlang in westlicher Richtung. Ein unglaublich großer Güterverkehr trat uns da entgegen; in endloser Linie zogen zweirädrige Lastwagen, mit 3 bis 4 vor einander stehenden Pferden, Maulthieren und Eseln bespannt, welche die Fuhrleute mit sonderbaren Lauten antrieben, an uns vorbei. Links das erhabene Meer, das heute sanft aus Ufer schlug, rechts die Anhöhen voll Häuser, Gärten und Weinberge; es war eine reizende Fahrt. Und wenn es mir nicht die warmen Morgenstrahlen der Sonne gesagt hätten, daß ich in Italien sei, der Anblick der Gärten und der übrigen Vegetation am Wege hätte mich davon überzeugt. Da war kein Kartoffelkraut zu sehen, dafür Artischocken in Menge, nicht erst Gemüsesetzlinge im Treibhaus, wie bei uns um diese Zeit, schon prächtige Kohlköpfe und blühende Erbsen &c. Häuser und Menschen lassen einen gemischten Eindruck zurück. Neben der stolzen Villa des Reiches steht das elende Häuschen der Armut, und nach den Kleidern und dem Zustand der Wäsche, die an den Häusern trocknet, zu schließen, hat Genua viel Arme. Die italiänische Armut ist freilich eine andere als die bei uns. Bei der Villa angelangt, öffnete einer der herumlungenden Knaben den Kutschenschlag, und als ich ihm dafür 10 Rp. reichte, schlug er vor Freude

ein halbes Dutzend mal das Rad troz einem Seiltänzer, was dann bewirkte, daß bei der Abfahrt alle seine Kameraden die Hände ausstreckten. Die Villa Pallavicini ist das non plus ultra von natürlicher und künstlerischer Schönheit, das ich je gesehen. Die Zeit reicht nicht hin zu einer Beschreibung der Einzelheiten dieser Krösus-Besitzung. Genug, ich war ganz entzückt davon und mochte es gerne glauben, als mir der Führer sagte, 400 Leute hätten 8 Jahre lang an dieser Villa gearbeitet, die viele Millionen verschlungen habe. Unvergleichlich schön ist die Aussicht und die künstliche Grotte, in der man mit Nachtfahrt, edel, sehr edel die Gesellschaft der Riesencactus, Cedern, Agaven, ächten Palmen, Korkeichen, Magnolienbäume, Orangen, Oliven &c., die da vereinigt sind, Alles das ganze Jahr im Freien. Camelien waren zum Theil schon verblüht, und neben blühenden standen die schönsten Erdbeeren. Eine beinahe eben so reiche und vorgeschriften Vegetation bot nach der Rückfahrt in die Stadt die ragende Villetta Negro, ein wahres Juwel Genuas, das, wie mir gesagt worden, der Stadt geschenkt worden ist. Hier blühten herrliche Rosen. Dann ging's an die Besichtigung der wichtigsten Paläste. Den Palast, den sich Andreas Doria am Meere bauen ließ, nahm ich auf dem Rückweg von der Villa Pallavicini mit, woran sich dann die Paläste Reale, Spinola, del Municipio, Balbi und Durazzo schlossen. Fast alle diese Paläste imponiren weniger von außen als von innen und im Innern mehr durch Stuccatur, großartige Treppen und Höfe als durch Gemälde und Statuen. Manches ist vernachlässigt, und im Ganzen lief manche Enttäuschung unter.

„Träumend laß' ich euch vorüberschweben
Im Glanze längst begrabner Herrlichkeiten,
Ihr stolzen Nobili der alten Zeiten
Und euer üppig, reich bewegtes Leben!“

Und nun noch zur Kirche St. Maria di Carignano auf dominirendem Standpunkt. Es ist eine Kuppelkirche mit 2 Thürmen, inwendig von ergreifend einfacher Schönheit. Ein Levite führte mich auf die Höhe der Kuppel, die eine glänzende Aussicht über die Stadt und das Meer gewährt. Hier oben war's, wo ich Abschied nahm von der schönen und stolzen Stadt der Genuesen.

Nach 1 Uhr nachmittags setzte sich der Zug nach Pisa in Bewegung. Die Fahrt nach dieser Stadt ist überreich an Naturschönheiten ersten Ranges. Bis nach Spezia führt die Bahn fast immer dem Meere entlang, das ich nicht müde werde zu betrachten. Berge und Meer haben einen besondern Zauber für

mich. Die Aussicht auf das Meer wird indessen durch die langweilig zahlreichen Tunnels ganz bedeutend beeinträchtigt. Rechts das Meer, links die Landschaft voll südlicher Pracht: ganze Zitronen- und Olivenwälder, letztere hoch zu den Hügeln reichend. Eine Augenweide, die ihres Gleichen sucht. Von den vielen Notizen in meinem Tagebuch kann ich hier nur wenige verwerthen. Bei Spezia verläßt die Bahn das Meer und durchzieht eine sichtbar außerordentlich fruchtbare Landschaft, in der ich zum ersten mal die zwischen Bäumen gezogenen Reben sah, welche sich meilenweit dem Blicke darboten. Bei Avenza herrliche Ausschau auf die weltberühmten Marmorbrüche Carraras. Sie präsentirten sich täuschend ähnlich wie Schnee in den Schluchten. In Pietra Santa ergözte ich mich an einer Schaar bettelnder Kinder in einer äußern Erscheinung, von der man bei uns schlechterdings keine Ahnung hat, die sich um einige ihnen zugeworfene Soldi in der kostlichsten Weise balgten. Gegen Pisa zu kamen wir durch viel überschwemmtes Land und dann durch einen herrlichen Pinienwald, den ersten, den ich sah. Der nackte Stamm der Pinien ist lärchenartig, die Krone breitet sich schirmförmig erhaben darüber aus. Als wir den Arno passirt hatten, ging eben die Sonne unter, und ihre letzten Strahlen beleuchteten den Dom und seine Nachbarn, das Baptisterium und den Campanile, von Pisa, wo wir um 7 Uhr abends anlangten. Noch an demselben Abend traf ich willkommene Landsleute, die hier den Winter zubrachten, und in deren Gesellschaft ich den folgenden Tag in angenehmster Weise verlebte, Herrn Tobler-Bühler von Heiden und Familie.

Den 27. April besuchten wir vormittags gemeinsam die schon genannten drei berühmtesten Baudenkmale Pisas, nachdem ich zuvor die Kirche der Ritter des h. Stephanus besichtigt hatte. In dieser Kirche hangen die Trophäen, welche einst der Löwe von Pisa, der auch gegen Genua, Lucca und Florenz mutig gekämpft, den Türken abgerungen hatte, Zeugen des Kühmes, aber auch vergangener Herrlichkeit. Pisa hat sich wie Venedig und Genua nie mehr zur früheren Größe emporgeschwungen; es ist ein sehr stiller Ort, aber die Quais am Arno sind noch stattlich, und abends strömt Alles dahin. Das Klima ist sehr mild. Heute hatten wir 35° R. an der Sonne. Der Stolz Pisas sind der Dom, die Taufkirche, der schiefe Thurm und der Campo Santo im Nordwesten der Stadt, alle einsam gelegen. Von allen Kirchen, die ich je gesehen, ist die schönste im Innern dieser Dom. Ueber ihn und den alten Friedhof ließen sich Dutzende

von Briefen schreiben; ich muß aber auf alle Details verzichten. Der Eindruck, den beide zurücklassen, ist ein tief ergreifender. In der Taufkirche ruft die menschliche Stimme ein Echo von seltener Schönheit hervor und ist die berühmte Marmorkanzel immer noch ein Gegenstand berechtigter Bewunderung. Nachmittags fuhren wir durch den langen, schönen Pinien- und Eichen-Wildpark mit der königlichen Meierei zum brandenden Meer und hatten unsere Freude an ganzen Rudeln von Hirschen, ließen uns auch die Kameele und Pferde zeigen und besichtigten dann noch den neuen Friedhof, der in seinen doppelten Säulengängen einige herrliche Sculpturen, im Ganzen aber eine ermüdende Monotonie der Monumente zeigt und durch die Verwahrlosung der Gräber der Armut zurückstößt. Der protestantische Friedhof in der Nähe ist ärgerlich schlecht unterhalten. Mit einem Knaben meiner Landsleute bestieg ich dann noch den schiefen Thurm, der außen 4.3 Meter vom Lotb abweicht und ganz isolirt dasteht. Man spürt beim Aufsteigen die Schiefe des merkwürdigen Baues ganz gut, es ist aber keinerlei Gefühl von Gefahr damit verbunden. Oben, wo die 7 Glocken sind, wurde eben reparirt und mit 2 Glocken die Vesper geläutet, so kurz, wie etwa ein Mezzmer bei uns die Morgenglocke in Schwingung versetzt. Die Aussicht war sehr lohnend: die ganze Stadt zu Füßen, die Florentiner-, Pisaner- und Luccenser Vorberge, Theile des Appennin, mit Schnee bedeckt, die altrömische, sechs Kilometer lange Wasserleitung, der Arno und in der Ferne wie ein Silberstreif das Meer. Auf dem Rückwege zog eine Schaar uniformirter junger Kleriker intelligenten Antliges und lebhaften Wesens an uns vorbei.

Nach herzlichem Abschied von den Bekannten schreibe ich noch bei offenem Fenster diesen Brief zu Ende. Wieder ein schöner Tag! Und morgen, am Tage der Landsgemeinde, werde ich, wie ich hoffe, in der ewigen Stadt anlangen, in Rom.

Rom, vom Capitol, den 1. Mai 1878.

Seit letztem Sonntag bin ich in Rom. Ungefähr zu der Zeit, als die Landsgemeinde in Trogen, deren Resultat ich schon erfahren habe, mit der Wahl der Oberrichter beschäftigt war, langte der Zug von Pisa in der Stadt am Tiber bei den Thermen des Diocletian an.

Die Fahrt von Pisa nach Rom dauerte beinahe 9 Stunden und ging immer der Meerseite entlang, durch die sogenannten Maremmen, an Civita Vecchia vorbei. Sie ist länger, weniger interessant und darum auch ermüdender als die von Genua nach Pisa. Es fehlt indessen auch auf dieser Tour nicht an einzelnen schönen Punkten. So liegen alte und neue Städte malerisch auf den Anhöhen längs des Weges. Populonia war prächtig beleuchtet. Reizend ist die Wendung um das Vorgebirge von Talamone mit Blick auf das Meer und den fühl aus demselben aufsteigenden Berg Argentario. Bei Corneto hätte ich eigentlich aussteigen sollen, um die uralten Gräber der Etrusker zu besichtigen, allein es zog mich un widerstehlich nach Rom, wo ja etruskische Überreste genug zu finden sind. Wie schon erwähnt, führt die Bahn durch die Maremmen, d. h. durch Sumpfland, das früher übel berüchtigt war. Ich wurde sehr angenehm enttäuscht. äußerst wenig Sumpf anzutreffen. Es muß also zur Sanirung der Gegend viel gethan worden sein. Bis freilich alles Heide-land und die unübersehbaren Weideplätze, wo Tausende von großgehörnten grauen Ochsen und ganze Herden von Pferden Tag und Nacht im Freien sind, dem fröhern blühenden Ackerbau zurückeroberet sind, mögen noch Jahrzehnte vorübergehn. Auch meinen italiänischen Mitreisenden fiel es auf, daß in zum Theil angebauten Gegendn stundenlang kaum ein Haus anzutreffen war. Wir waren unser vier im Waggon, außer mir ein Garde aus Cagliari, ein alter, ehrwürdiger römischer Weltgeistlicher und ein junger gebildeter Kaufmann aus Lucca, mit denen manches Wort gewechselt wurde. Mit den Resten meiner Kenntniß des Italiänischen komme ich ganz ordentlich aus; es ist zwar schon lange her, seitdem mich der Großvater sel. in die Sprache Dantes eingeführt hat, aber ich mache auf's neue die Erfahrung, daß die absolute Nothwendigkeit, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, einen hübschen Theil des vergrabenen philologischen Schatzes wieder lebendig macht. Französisch und Latein helfen bedeutend nach. Der Weltgeistliche sprach sich zu meiner Verwunderung sehr vernünftig über den Kulturmampf aus und prophezeite, daß der neue Papst eine ganz andere Rolle spielen werde als der alte. Vedremo. An dem Sarden war Alles Glut und Feuer: Blick, Wort, Geberde. Jeder Stenograph wäre an seiner Redeschnelligkeit zu Schanden geworden. So ein bedächtiger langsamer A., dem alle zwei Stunden ein Wort mühsam über die Lippen geht, und dieses südlische Blut mit dem feingeschnittenen, energischen Gesicht — welch' ein Gegensatz!

Ich hatte, um gerecht zu sein, in seiner Nähe allerdings auch das Gefühl, daß es nicht rathsam wäre, ihn zum Feinde zu machen.

So kamen wir unter lebhaftem Gespräche Rom immer näher. Ich möchte den sehen, der auch nur einen schwachen Begriff von der geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung dieser Stadt hat und bei dem Gedanken: Nun bist du bald in Rom! nicht bewegt würde. Ich war es in hohem Grade, als ich den Tiber, das Capitol, die Pyramide des Cestius, die Albaner- und Sabinergebirge u. s. w. zum ersten mal erblickte, und auf römischem Boden stehend, schätzte ich mich glücklich, mich unter den günstigsten Umständen einige Wochen darauf ergehen zu können und das Ziel meiner Wünsche endlich erreicht zu haben.

Auf dem Capitoll, wo einst der Jupitertempel stand, im Palazzo Caffarelli, der stattlichen Wohnung des deutschen Botschafters, Herrn von Neudell, war mein Zimmer schon bereit, als ich anlangte. Eine schönere Aussicht vom Fenster aus und überhaupt einen günstiger gelegenen Platz könnte ich mir in Rom kaum denken und wünschen. Ich brauche nur zwei kleine Treppen hinanzusteigen, um auf der vielbesuchten Terrasse der Botschaft das ganze wundervolle Panorama der Siebenhügelstadt zu genießen. In unmittelbarster Nähe liegt die Piazza del Campidoglio mit dem Konservatoren- und dem Senatorenpalast, den riesigen Dioskuren und den Kaiserstatuen, also auch das capitolinische Museum mit seinen kostbaren Sammlungen von antiken Sculpturen, Gemälden, Terracotten &c. Eben so nahe, auf der nach Süden gelegenen Höhe des Capitols ist der tarpejische Felsen — gut gegen übermuthige Gedanken. Ein Paar hundert Schritte am Senatorenpalast vorbei und das forum romanum mit seinen erschütternd redenden Trümmern, weiterhin das gigantische Kolosseum und die Reste der Kaiserpaläste auf dem Palatin liegen vor mir, und damit steigt eine ganze Welt von großen und ernsten Erinnerungen auf. Hier das alte, in Schutt versunkene Rom der Republik und der Cäsaren; rings um mich her, jetzt noch von Mauern umgeben, innerhalb seiner 12 Thore das mittelalterliche und moderne Rom mit den unzähligen Kirchen, Kuppeln, Palästen, Monumenten, Villen und Gärten; dort im Nordwesten Alles überragend und wie ganz frisch aus den Händen Michelangelos hervorgegangen die stolze, fühlne Kuppel der Peterskirche und ihr gegenüber im Nordosten der andere Pol der Stadt und des Staates, der Quirinal, jetzt der Palast des Königs von Italien. Vom Tiber ist wenig sichtbar auf

meinem Standpunkte, um so weiter dringt der Blick über die Mauern hinaus, in die römische Campagna mit ihren Überresten glorreicher Zeiten bis zur Hügel- und Bergwelt am Horizont — eine Augenweide, die mich noch oft ergötzen soll. Aus der Kette des fernen Appennin grüßen der zackige Soracte und die anständig hohe Leonessa schneebedeckt herüber; im Sabinergebirge ragt der Gennaro, im Albanergebiet der Cavo auf; an den albanischen Abhängen liegen die allbekannten Ortschaften Colonna, Rocca Priora, Porzio, Frascati mit den weißen Häusern und dem goldgelben Wein, Marino und Schloß Gondolfo gar lieblich und schön, so schön, daß ich Rom nicht verlassen werde, ohne einige derselben gesehen zu haben. Auch Tivoli und Palästrina erblickt man deutlich. Zu meinen Füßen ein prächtiger Baum- und Blumengarten mit lockender Terrasse. Eine ganze Wand der Gartenmauer hängt voll gelber Citronen; Pinien wölben ihr zierliches Kronendach neben Cypressen und Palmen voll Vogelgezwitscher; oft dringen ganze Wellen von Wohlgerüchen heraus ins Zimmer. Dazu aller nur immer wünschbare Comfort, und was das Beste ist, die Gesellschaft und Freundschaft edler, hochgebildeter, lieber Menschen.

Hier in Rom will ich ausruhen; bis dahin war's ein eiliges Reisen. Ich kann die Stadt, welche zwei mal die Welt beherrscht hat und seit 1870 in eine neue Phase ihrer Geschichte getreten ist, ganz langsam und darum um so nachhaltiger und tiefer auf mich wirken lassen. Schon nach einigen wenigen, allerdings äußerst reichlich lohnenden Ausgängen fühle ich, daß Goethe Recht hatte, als er vor nun bald 100 Jahren von hier aus seine deutschen Freunde um Verzeihung bat, daß sie ihn fünfzig wortkarg erfinden würden, „denn“ schrieb er, „in Rom kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag so viel sagt, daß man von dem Tage nichts zu sagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein pythagoräisches Stillschweigen beobachtete. — Man müßte mit tausend Griffeln schreiben; was soll hier eine Feder!“ Ich darf aber die Feder doch nicht ganz ruhen lassen, wenn ich auch keine „italianische Reise“ à la Goethe schreiben kann.

Als ich diese Woche die königlichen Prachtsäle auf dem Quirinal, wo die berühmten Rossbändiger stehen, durchschritt, erhob sich in mir all' die marmorne Herrlichkeit der Kaiserpaläste eines Augustus, Nero, Trajan und der andern Cäsaren, mit der keine moderne sich messen kann. Ich dachte an das ganze alte Rom zur Zeit seiner höchsten Blüthe, Macht und Kunstsfall-

tung, als die Welt der Stadt am Tiber zu Füßen lag, und beim Anblick der kleinen Bersaglieri, die im Geschwindschritt, fast tänzelnd, den runden Hut voll wallender Federn leck auf dem linken Ohr, leichte Musik voran, durch die Straßen zogen, sah ich auch im Geiste die ehernen Legionen, die einst ernsten Schrittes aus den alten Thoren zu ungezählten Schlachten zogen und ihre siegreichen Adler mit unermesslicher Beute zurückbrachten.

„Da glänzt sie, sieht, die kaiserliche Roma,
 Die goldne — sieht, da dehnt sie sich, die Prachtstadt,
 Mit ihren blinkend weißen Marmortempeln,
 Mit ihren Säulenhallen, riesigen
 Amphitheatern, stolzen Mausole'en,
 Stadtgleich gelehnten Bädern, Gärten, Weihern!
 Dies steingehau'ne Zauberlabyrinth
 Von Säulen, Kuppeln, Giebeln, sieht, wie schlingt's
 Von Hang zu Hang sich reizvoll prangend hin!
 Geschwungen überall sieht ihr das stolze,
 Das holde Linienspiel, die heit're Curve
 Des Römerbogens — süße Augenlust
 Des Schönheitsfreundes! In den Niederungen
 Die prächt'gen Fora, wo der Springbrunn plätschert,
 Und auf den Höh'n die stolzen Colonnaden.
 Dahier die Burg des Capitols und hier
 Die Kaiserzimmer auf dem Palatin
 Und hier der Tempel Jupiters am schroffen
 Tarpejersfels! Und wie die Marmorbilder
 Erschimmern, sieht! Ein Volk von Statuen
 Füllt neben einem Volk von Sterblichen
 Die weite Stadt! Und überall durchschlingt
 Den weißen Quaderprunk das holde Grün
 Der Gärten; Lorbeer und Platane säuselt,
 Von Dächern und Balkonen selber streun
 Die Blumen und die Sträucher süßen Duft.
 Die Hügel Roms, sie schimmern und sie grünen;
 Wohin das Auge blicken mag, nur Marmor und Blumen.“

So war's. Die Hügel Roms schimmern und grünen noch; an Marmor und Blumen ist die Stadt heute noch überreich, aber das alte Rom ist zerschlagen, verschüttet, jammervoll untergegangen. Das einzige im Ganzen unversehrt gebliebene Gebäude der alten Zeit ist das Pantheon, ein Rundbau von mächtigen und zugleich schönen Dimensionen mit einer Vorhalle, die 16 kolossale Granitsäulen schmücken. Hier ruhen die Gebeine Victor Emanuels, des ersten Königs von Italien, unweit von dem Grab des Königs der Maler, Rafaels. Des Erstern Grabesstätte zeigt eine einfache, von einem vergoldeten Kranze umgebene, von Krone und Scepter überragte Inschrift

an. Sonst liegt, was nicht verschüttet und nicht in den Sammlungen gerettet ist, in Trümmern. Noch ragen einige spärliche Triumphbögen und Säulen, Reste von Tempeln, Amphitheatern, Bädern und Wasserleitungen empor. Das ist so ziemlich Alles. An die tausend Jahre haben an der Zerstörung der alten Roma gearbeitet; Barbaren und Christen, Volk, Adel und Päpste, selbst Kaiser des h. römischen Reiches deutscher Nation plünderten den Marmor, die Ziegel, die Mauersteine, das Eisen, die Bronze, Alles, was sich nur immer von den alten Gebäuden und Monumenten verwerthen ließ, und wurden doch, sagt Gregorovius, den ich in Rom kennen zu lernen das Vergnügen hatte, niemals damit fertig. Dazu kam im Lauf der Zeit eine Schuttablagezung, die stellenweise 13—14 Meter beträgt. Ja als man das jetzige Deputirtenhaus am Monte Citorio baute, stieß man noch 27 Meter unter dem Boden auf Sitzreihen eines früher hier gestandenen, gewaltigen Amphitheaters. Man muß sich fürwahr nicht wundern, daß nur so wenig übrig blieb vom alten Rom, aber der erhaltene Rest zeugt jetzt noch laut von seiner Macht und Größe. Ich will als Beleg dafür nur die ausgegrabene Via Appia, die Wasserleitungen, welche das moderne Rom zum Theil noch benutzt, und vor Allem das Colosseum anführen. Letzteres, von Titus, dem Eroberer Jerusalems, vollendet, übertrifft an Dimensionen Alles, was Rom geschaffen. Bestimmt zu Thier- und Gladiatorenkämpfen, konnte es eine Zuschauermenge fassen, die ungefähr der Zahl von zehn unsrer großen Landsgemeinden gleich kam. Man stelle sich einfach diese Menschenmasse vereinigt auf den amphitheatralisch ansteigenden Stufen vor, um einen Begriff von der riesigen Größe des Gebäudes zu erhalten. Ich füge hinzu, daß ich 790 Schritte brauchte zur Umwandlung desselben, und daß ich, ohne Führer, Mühe hatte, mich in den Rundgängen zurecht zu finden und den Ausgang zu erreichen. „So lange das Colosseum steht wird Rom stehen; wenn das Colosseum fällt, wird Rom fallen, und mit Rom fällt die Welt“, sagt ein alter Pilgerspruch. Nun, es ist kaum noch ein Dritttheil des Colosseums vorhanden, und Rom und die Welt werden nicht fallen, wenn jenes ganz verschwinden sollte. Gerade dieses Gebäude, worin sich gleichsam die alte heidnische Welt verkörperte, mit seiner bluttriefenden Arena und seinen Zuschauern voll Lust an der schrecklichsten Barbarei, an Mordscenen zwischen Thieren und Thieren, Menschen und Thieren, Menschen und Menschen, ist mir als Ruine ein glänzender Beweis für die Notwendigkeit einer höhern Kultur, der christlichen,

die auf die altrömische folgen mußte, denn am Circus ist ja Rom zu Grunde gegangen. Man kann das sagen bei aller noch so hohen Referenz vor den geretteten Erzeugnissen der antiken Kunst, die gerade in Rom in unvergleichlicher Schöne vertreten ist.

Es ist still unter den Trümmern. Das neue Rom liegt nicht auf und an den Hügeln, wo das Leben des alten pulsirt hatte. Ich wandelte eine Stunde lang ganz allein auf dem römischen Forum und konnte, auf dem Rest der Rednerbühne sitzend, völlig ungestört von der Außenwelt, an der Hand eines trefflichen Planes die alte Gestaltung mit den Tempeln im Geiste mir aufbauen. So manche Scene aus der römischen Geschichte, die der Knabe schon kennen lernt, nimmt hier auf diesem klassischen Boden Fleisch und Blut an. Die alten, wohlbekannten Gestalten in der Toga, mit dem Helm, werden lebendig. Die via sacra, die via triumphalis füllen sich an mit unübersehbarer Menge des Volkes; sieh, es wallt hinauf zum Capitol. Still ist's, ganz still unter den Trümmern; doch hörst du nicht die Stimme des L. I. Brutus, oder die der Gracchen, oder die Worte des M. Antonius über der Leiche J. Cäsars, jene Rede, die Shakespeare so wunderbar trefflich wiedergegeben hat? „Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!“ Ich werde, so lange ich lebe, die stille, ernste Stunde auf dem forum romanum nicht vergessen.

Doch nun hinweg aus dieser Ruinenwelt und hin zum blühenden Leben der ewig sprossenden Natur, die hier ihre Schönheit so reich entfaltet, ins bewegte Treiben auf den öffentlichen Plätzen, an den herrlichen Brunnen und in den Straßen der neuen Hauptstadt Italiens und zu all' jenen Sammlungen von Kunstschätzen, welche Meißel und Pinsel, oft in höchster Vollendung, schufen und Roms Namen heute noch durch die ganze civilisierte Welt tragen.

Neapel, den 8. Mai 1878.

Es ist früh am Morgen, aber schon dringt intensiver Straßenlärm ins Zimmer herauf, und der melodische Ton des Esels schmeichelt sich wieder in die Ohren. Esel, Bettler und Anderes gehören zu den Landplagen Italiens, die man mit in den Kauf nehmen muß, wodurch man sich indessen nicht ärgern lassen darf.

Ich weile nicht mehr in Rom. Nach neuntägigem, höchst genüß- und lehrreichem Aufenthalte daselbst, auf den ich zurückkommen werde und den ich fortzusetzen gedenke, fuhr ich gestern mit der Eisenbahn nach Neapel, um diese größte Stadt Italiens und ihre weltberühmte Umgebung noch bei erträglicher Temperatur zu sehen. Es hat aber bis heute keine Noth mit der Hitze. In Rom war's in den letzten Tagen sehr heiß gewesen, der Scirocco hatte geweht und die Sonne schon den Itasen gesengt. Gestern stellte sich, wie erwartet werden konnte, während der Fahrt nach Neapel reichlicher Regen ein, der aber hier um diese Zeit nicht lange anzuhalten pflegt und wirklich bald aufhörte. Immerhin ist der Himmel noch bedeckt, und die Spitze des Vesuv, den ich mit einem Theil des Golfs von Neapel auf der hohen Warte meines Zimmers sehe, ist ganz in Wolken eingehüllt. Bis wieder blauer Himmel über dieser paradiesischen Gegend lacht, halte ich mich an die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten. Den heutigen Tag will ich größtentheils dem Nationalmuseum widmen, das die kostbarsten Sammlungen enthält und in mancher Beziehung hors de concours ist.

Die Fahrt von Rom hieher wird mit dem Schnellzug in 7 Stunden zurückgelegt und bietet eine Reihe von landschaftlichen Schönheiten dar, wie sie auch viele historische Erinnerungen wach ruft. Doch wo zu Letzteres ausdrücklich sagen? In Italien docirt fast jeder Stein und jeder Weg Geschichte. Die Campagna um Rom hatte ich mir schlimmer, in ausgedehnterem Maße als Weideland vorgestellt. Man sah wohl bei der Fahrt durch dieselbe manche Schaf- und andere Heerden mit den bekannten, wenig idyllischen Hirtenfiguren, aber es waren auch sehr große Strecken auf's schönste angebaut, und allem Anschein nach ist das Terrain ungemein fruchtbar. Überreste ehemaliger römischer Bauten erheben sich überall. Ruine neben Ruine am Wege, aber auch Kornblumen in unzähliger Menge, und sonstiges üppig sprossendes, blühendes Leben. Bei Albano schaute der M. Cavo, den ich kurz zuvor in schönstem Sonnenschein und in bester Gesellschaft bestiegen hatte, mit grämlicher Nebelhaube herab, die in der That nicht viel Gutes versprach, und noch vor Frosino fing es in feinen Strömen zu regnen an. Die Bahn führt durch das Sacco- und Garigliano-Thal an manchen hochgelegenen, alten Städtchen vorbei, die sich in der Ferne sehr schön präsentiren, und zwischen ziemlich hohen Hügel- und Bergreihen hindurch. Schöne Ackerkultur wechselt mit prächtigen Wald- und Gebirgspartien, die sich namentlich von St. Ger-

mano an einstellen. Das schön gelegene Aquino erinnerte den Theologen an den Doctor angelicus, in dessen in Pergament gebundenen Werken ich in der Corsini'schen Bibliothek zu Rom kurz zuvor geblättert hatte. Der Aufblick der Benediktinerabtei Monte Casino auf dem hohen Berg Rücken über St. Germano, die eine grandiose Aussicht gewähren muß und als Pflegerin der Wissenschaft auch bei Protestantten in hohen Ehren steht, bestärkte mich in dem Entschluß, auf der Rückreise da hinauf zu pilgern. Nach Sparanisi erblickt man bei hellem Himmel den Vesuv und die Insel Capri, gestern jedoch entzog sie der Regen dem Auge; dagegen vermochte er nicht, mich an der Anschanung zu hindern, daß dies Thal des Volturno zu den gesegnetsten Gegenden der Erde gehöre. Hier stand das Getreide schon so hoch wie bei uns vor der Ernte, in einer Neppigkeit, wie ich sie noch nie zuvor so gesehen hatte, und überaus anmuthig und reichlich zogen sich die Nebenranken von Baum zu Baum. Das alte und neue Capua, berühmtes Schlachtfeld alter und neuer Zeit (Hannibal, Friedrich II., Cäsar Borgia und Garibaldi) wurde passirt, dann Caserta, einst bourbonischer Prachtsitz, noch einige kleine Stationen, und wir waren in Neapel, um halb 5 Uhr abends.

Ich hatte es wieder gut mit der Gesellschaft getroffen und in einem Repräsentanten der Hauptstadt Frankreichs und einem Neapolitaner sehr angenehme und zuvorkommende Mitreisende gefunden. Letzterer war ein wahres Ideal männlicher Schönheit und Kraft.

Schon die Fahrt von der Station bis zum Gasthof in Neapel führte mir ganz neue Bilder vor, Bilder, von denen man allerdings früher schon etwa gelesen und gehört hat, die aber, wenn sie einem auf einmal handgreiflich vor die Augen treten, doch wie völlig neue wirken. Man sieht gleich, Neapel ist eine sehr große, sehr belebte, aber auch sehr unsaubere Stadt, etwas ganz Anderes als Rom oder Genua. Die von Poeten fast aller Zungen verherrlichte Lage und Schönheit des dolce Napoli muß ich später kennen lernen. Gestern sah ich noch nichts davon, wohl aber noch ein gutes Stück des ganz außerordentlich bewegten und lärmenden, schier betäubenden Lebens in der Toledostraße, einer der Hauptadern der Stadt. Ich war in diesem Treiben für die Gesellschaft meiner zwei Reisegefährten recht dankbar.

Heute weilte ich volle vier Stunden im Nationalmuseum und verließ es mit derselben Bewunderung und Hochachtung wie die vatikanischen und capitolinischen Sammlungen in Rom. Der

Streit, wer den Vorzug verdiene, der Vatikan oder dieses von Garibaldi als Staatseigenthum erklärte Museum, ist unnütz. Beide sind einzig in ihrer Art, und jede Sammlung hat ihre besondern Schätze. Hat Rom seinen Zeus, Laocoön, Apoll, sterbenden Fechter sc., so Neapel seinen farnesischen Hercules und Stier, Homer und Aeschines, seine Flora, Agrippina, Alexander-schlachtmosaik sc. An Gemälden steht Rom über Neapel, obgleich es auch da nicht an ausgezeichneten Werken fehlt, dagegen ist das Nationalmuseum in Bezug auf die Funde in Herculaneum, Pompeji, Cumae, ganz besonders, was Bronzen und Wandmalerei betrifft, ohne Rivalen. Was hinwieder Rom vor Neapel voraus hat, ist der schwer ins Gewicht fallende Umstand, daß die Kunstgegenstände in Rom und ganz speziell die im Vatican in viel schönern, in wahrhaft fürstlichen Lokalen, die an sich schon einen Magnet bilden, aufbewahrt sind.

Nach dem Besuch des Museums eilte ich zur dominirenden Höhe von Capodimonte hinauf, wo unser Konsul seine Villa hat, um einen Ueberblick über die Stadt zu gewinnen, ging dann beim Observatorium und St. Maria delle Grazie vorbei zum botanischen Garten und fuhr von da den ganzen Corso Vittorio Emanuele hinab zur Chiaja am Meer, um hier das Aquarium zu besichtigen. Unterwegs hatte ich reichlich Gelegenheit, mich von der wunderbar schönen Lage Neapels und dem Zauber seines Golfs mit dem lang gestreckten Kranz der Ortschaften an demselben zu überzeugen, und gab mich mit um so größerer Wonne dieser Ausschau auf eine der herrlichsten Gegenden der Erde hin, als die Sonne sie mit ihren warmen Strahlen beleuchtete. Höchst interessant war der Besuch des Aquariums, auf den ich zurückkommen werde, und sehr angenehm nachts eine Fahrt mit zwei schweizerischen Bekannten und dem einen meiner Reisegefährten zur Grotte des Posilipp und zur Trattoria dello Scoglio di Frisio am Meeressstrand, wo wir bei einem Glase ächten Capriweins ein ächtes Stück italiänischen Volkslebens beobachten konnten, indem wir viele Volkslieder zur Guitarre und Mandoline vortragen hörten.

Neapel, den 10. Mai 1878.

Das Aquarium in Neapel, am Meeresstrand, ein von Dr. Dohrn, einem Deutschen, zu wissenschaftlicher Beobachtung der Seethiere gegründetes Institut, lässt den Besucher einen höchst lehrreichen Blick in das Leben derselben thun. Hinter den Glassfenstern, die sehr zweckmäßig beleuchtet sind, sieht man allerdings keine Wal- oder Haifische, wohl aber eine reiche Auswahl von kleinen Seethieren verschiedenster Art sich in ihrem Elemente frei bewegen. Man könnte Stunden lang davor stehen, ohne müde zu werden. Wenn ich von kleinen Thieren gesprochen habe, so ist das relativ zu verstehen; es waren auch mächtige Hummern, Riesenkrebs und Barsche und sehr große Muränen darunter. Unter den Fischen zeichnen sich einige durch schimmernde Farben aus, und einer von diesen hat offenbar deshalb den Namen „Meerjunker“ bekommen. Mich interessirten außer dem elektrischen Rochen namentlich die Polypen, die zwar recht häßliche, aber höchst merkwürdige Thiere sind. Ich konnte sie gerade in dem Moment beobachten, als ihnen an einem Faden Krebs zugeführt wurden, und da war es sehr interessant, zu sehen, wie die Saugarme, die wie mit Perlmutt ausgelegte Löcher haben, auf die Beute stürzten, und wie diese in dem Kneuel der Gliedmassen verschwand. Dabei konnte ich mir die Entstehung der Sage von jenen gigantischen Polypen, welche mit ihren Armen große Schiffe in die Tiefe des Meeres zu ziehen im Stande gewesen seien, einigermaßen erklären. Ich dachte auch an die menschlichen Polypen, die sich im schönen Neapel an die Fremden hängen und diese als gute Beute betrachten. Kurz zuvor hatte ich bei Anlaß einer Fahrt das übliche Lehrgeld des arglosen Ausländers bezahlt.

Zwei herrliche Tage liegen hinter mir. Der 9. Mai wurde ausschließlich dem Ausflug nach Pozzuoli, dem See Averno, den Ruinen von Cumae und Bajae und dem Cap Miseno gewidmet und in Gesellschaft eines neuvermählten schweizerischen Ehepaars ausgeführt, dem ich schon am Nemisee bei Rom begegnet war. Die durch gelegentliche Fußtouren unterbrochene Fahrt zu Wagen und auf dem Meere nach den vorhin genannten Orten zählt zu meinen schönsten Reiseerlebnissen. Sie war von der herrlichsten Witterung begünstigt und hatte ihren Glanzpunkt in der entzückend schönen, über alle Beschreibung erhabenen Aussicht auf dem Cap Miseno. Die von Gerüchen aller Art, nur nicht von Wohlgerüchen erfüllte lange Grotte des Posilipp ließen wir gerne

hinter uns, um uns an der frischen Landluft zu erfreuen. Fuorigrotta bot wieder ein ächtes Bild italiänischen Lebens in seiner ganzen Natürlichkeit, Ungehirtheit und Kulturlosigkeit dar, ein Bild, das auch seine eckelhaften Seiten hat. Die Hundsgrotte beim ausgetrockneten See Agnano besuchten wir nicht, dagegen die Solfatarra bei Pozzuoli, einen kleinen Krater, der eben jetzt wieder frische Beweise seines Lebens liefert und uns die erste Idee vulkanischer Thätigkeit beibrachte, sowie die zum Theil im Wasser stehenden Ruinen des Serapistempels, dessen von Seethieren angefressenen Granitsäulen wir, wie billig, anstaunten. Wo Ciceros Villa am Meer einst gestanden, konnte mir der Führer nicht sagen, und davon, daß Paulus sich hier aufgehalten habe, hatte er noch nie etwas gehört.

In dieser Gegend sah ich Neben von 15—20' Höhe. Ein Pfeiffer am Wege, der mit seinen Tönen einige Soldi aus unsren Taschen locken wollte, stellte sofort eine Ideenassocation mit der Landsgemeinde in Trogen her. Die Gedanken sind doch der schnellste Telegraph. Beim großartigen Arco felice genossen wir mitten in Neben einer schönen Aussicht auf die Stätte und die wenigen Ruinen des uralten Cumae, das einst 600,000 Seelen zählte und doch fast spurlos verschwunden ist. In der langen Grotte della Pace traten unsere Füße den fühhohen Staub von fast zwei Jahrtausenden. Es war nicht heimelig in dieser Grotte, und freudig begrüßten wir den grünen, runden, sageumspönnenen Avernersee, der so Vieles zu erzählen wußte, wenn er reden könnte. An seinen Ufern liegen Reste ehemaliger Bäder. Trotz Virgil und Dante gingen wir an der Grotte der cumaniischen Sibille vorbei, aßen in Bajae mitten unter Trümern dieses einst so berühmten und berüchtigten Badeplatzes der Römer, wo einst Villa an Villa sich reichte, zu Mittag, ließen uns, wie üblich, im sogenannten Tempel des Merkur die Tarantella vortanzen und dann zu Schiff nach dem Cap Miseno übersezten, was viel schöner war als der Tanz, und bestiegen dann die Terrasse eines Bauernhauses, um die schon erwähnte Aussicht zu genießen. Hier war's in der That zauberisch schön. Jetzt konnte ich die Villegiatur der Römer in dieser Gegend begreifen. Es war so still und ruhig auf unsrer Terrasse, auch nicht zu heiß; tiefblauer Himmel über und tiefblaues Meer vor uns, all' die Buchten, Inseln, Vorgebirge mit ihren auf's schönste beleuchteten Ortschaften, gerade aus der Berg St. Angelo über Castellamare, rechts der Eppomeo auf Ischia, links der rauchende Vesuv, ein Bild, das, um mit Kaden zu reden, wie olympischer Son-

nenschein über der Erinnerung schwebt. Auf dem Rückweg stiegen wir noch zu dem vortrefflich erhaltenen, ungeheuern Wasserbehalter für die einstige römische Flotte hinab, und fuhren dann von Bajae in der Abendkühle nach Neapel zurück, aus der stillen, ruinenvollen Landschaft in die Tag und Nacht lärmende, lebensprühende Stadt.

Heute schloß ich mich einer Gesellschaft von Belgiern, Franzosen und Schweizern zur Besteigung des Vesuv an, welche nichts weniger als schwierige Expedition sehr glücklich ablief und ein neues schönes Blatt in den Kranz der Reise einflocht. Gerne wäre ich frühe aufgebrochen, aber die Umstände, d. h. einige Damen, fügten es so, daß wir erst um halb 9 Uhr den Wagen besteigen konnten, der uns in 3 Stunden zur Eremitage beförderte. Unterwegs hatten wir Gelegenheit, Massen von Macaroni und jene zweirädrigen Wägelchen zu sehen, auf denen oft 12—18 Personen sitzen. Portici ist reich an prächtigen Villen, deren Gärten bis ans Meer reichen. Der Contrast zwischen dieser Ortschaft und dem nahen, schmutzigen Resina ist groß. Hier war es, wo ein in Fetzen gekleidetes, ungewaschenes und ungekämmtes, aber kerngesundes und hübsches Mädchen mit ächt theatralischer Geberde uns die Worte zurief: moro di fam, d. h. ich sterbe vor Hunger. Gab man nichts, so fehlte es mitunter nicht an beleidigenden Ausdrücken und Gesten. Von Resina an beginnt die Bergpartie, und bald ist man mitten in der todten, unheimlichen Welt der Lava mit ihren oft ganz bizarren Formen. Die neuesten Lavaströme kann man weit hinab verfolgen. Bei der Eremitage, über welcher sich das berühmte Observatorium in herrlicher Lage erhebt, stieg Alles zu Pferde, nur die Schweizer nicht. Wir hatten aber Mühe, den tüchtig ausgreifenden Thieren zu folgen. Der Aufstieg den Aschenkegel hinan, der den Damen und Andern durch Schieben und Ziehen von Seite der Führer erleichtert wird, ist allerdings sehr mühsam. Der Fuß hat in den kleinen Steinchen einen schlechten Stand und der Weg ist steil. In einer Stunde legten wir ihn indessen zurück und wurden auf der Höhe über dem Krater durch eine Aussicht belohnt, die zwar nicht nach allen Seiten ganz hell, aber doch im Ganzen sehr befriedigend war, und noch weit mehr belohnte uns der nicht Jedermann zu empfehlende steile Abstieg zum Rande des Kraters. Auch von unserer Gesellschaft wagten es nicht Alle, so weit vorzudringen. Der Vulkan „arbeitete“ seit 1872 wieder zum ersten mal, und wir konnten nun seiner Arbeit in unmittelbarster Nähe zuschauen.

Die wie aus einer pustenden Riesen-Lokomotive aufsteigenden Dampfsäulen, bald schneeweiss, bald grau, bald gelb, ließen mit den aus allen Riken quellenden Dünsten einen ruhigen Ueberblick des ganzen Kraters nicht zu. Unsere Augen waren wie gebannt auf den einen Mund desselben gerichtet, der jetzt ruhig qualmte, dann mächtige Säulen von Dampf ausstieß, oder sein Feuer hoch aufzüngelte und mit Donnergetöse Massen von Steinen, wiederholt auch glühende Lava ausspie, welch' letztere die rothe Farbe sehr schnell wieder verlor. Jeder seiner Ausbrüche wurde von uns mit Acclamation begrüßt, und so sehr fesselte uns der Anblick des Ganzen, daß wir länger als eine Stunde vor dem schauerlich erhabenen Schauspiel standen. Ich will aber nicht verschweigen, daß ich mich gerne einem stärkern Sicherheitsgefühle hingeben hätte, und doch mußte ich mich recht eigentlich von dieser mächtig ergreifenden Naturbühne losreißen. Der Weg nach der Eremitage zurück führte uns links von der Somma abwärts. In großen Sägen ging's die Aschenabhänge hinab, wobei die Schuhe unangenehm gefüllt und mehr als einmal von den unwillkommenen Steinchen gereinigt werden mußten. Am Observatorium vorbei gelangten wir in einer Stunde zum wohlverdienten Mittagessen, das allen trefflich mundete, auch der einen Dame, deren Stiefelchen sterben mußten. Nach weitern zwei Stunden waren wir wieder in Neapel. Von Resina an bis auf die Höhe des Vesuv und zurück verfolgt die zudringliche Bettelei oder Fremdenindustrie den Reisenden in allen möglichen Gestalten; es braucht viel kaltes Blut, sich ihrer zu erwehren. Die projektierte Eisenbahn wird auch hierin bessere Zustände herbeiführen. Morgen soll im Dom in Neapel das Blut des h. Januarius, des Schutzheiligen Neapels, wieder fließen. Ich will auch in diesen Krater hinabsteigen und darüber berichten, ob von Sorrent oder von Capri aus, weiß ich noch nicht. Zunächst geht's nach Pompeji.

Sorrent, den 13. Mai 1878.

Wie still und ruhig ist es hier nach den geräuschvollen, aufregenden Tagen in Neapel, hier im schönen Sorrent, am Geburtsort Tassos, wo auch sein Standbild ist. Armer Tasso! Wie schlimm haben Menschen und Schicksal dir mitgespielt im Leben. Während sein „befreites Jerusalem“ Auflage um Auflage erlebte, mußte er sieben volle Jahre im Gefängniß

schmachten und sich die Behandlung eines Tollen gefallen lassen, und als nach all' dem die Krönung des Dichters auf dem Capitol in Rom vor sich gehen sollte, raffte ihn am Tage vorher das Fieber hinweg. Vor dem Bilde Tassos zu Sorrent erinnerte ich mich, daß Goethe, der Tasso und Antonio, Dichter und Weltmann in einer Person war, seinen begonnenen Tasso auf der Fahrt von Neapel nach Palermo umgearbeitet, „um und um, durch und durch gedacht“ hatte.

Man athmet in dieser Stille und in der frischen Meerluft recht ordentlich wieder auf. Gestern war's so drückend heiß auf dem antiken Pflaster von Pompeji, daß die Wärme des historischen Interesses auf eine harte Probe gestellt wurde. Es würde indessen keine große Ueberredungskunst brauchen, um mich zu einem zweiten und dritten Besuch bei gleicher Temperatur zu bewegen. Es ist eben doch etwas ganz Einzigartiges und seltsam Fesselndes, in dieser ausgegrabenen Stadt, die so prächtig gelegen war, zu wandeln. Ich könnte nicht mit Lingg sagen:

„Freudig kam ich, Stadt der Alten,
Und mit Wehmuth scheid ich nun;
Wirdest unter deiner kalten
Lava du nicht besser ruhn?“

Wer denkt nicht bewegt an das Schicksal, das vor nun bald 1800 Jahren Pompeji, Herculaneum, Stabiae und andere benachbarte Orte getroffen? Daß aber eine dieser Städte wenigstens zum Theil dem Aschen- und Steingrab entrissen wurde und nun offen liegt, muß als eine sehr dankenswerthe Fügung angesehen werden. Das Beste, was man bei der Ausgrabung fand, ist in Neapel; was in Pompeji selbst zu sehen ist, gleicht einer abgebrannten und in diesem Zustand verbliebenen Stadt, deren Ueberreste man, so gut es ging, vor gänzlicher Zerstörung bewahrte. Kein Haus ist ganz erhalten, alles alte Holzwerk und alle Dächer fehlen. Die Bauart und innere Eintheilung der Häuser, die einander so ziemlich gleichen, läßt sich deutlich erkennen. Auffallend sind auf den ersten Blick die Enge der Straßen mit ihren tief eingeschnittenen Geleisen und eigenthümlichen Trittssteinen, die kleinen Zimmer und der Mangel an Lichtöffnungen gegen die Straße. Man sieht gleich, daß die innern Höfe den größten Theil des Raumes in Anspruch nahmen. Mosaik und Wandmalerei ist jetzt noch stark vertreten, diese aber schon sehr abgebleicht und undeutlich. Pompeji ist offenbar eine in allen Farben schimmernde und auch eine tempelreiche Stadt gewesen. Noch steht manche Tempelsäule, doch sah ich nicht eine

einige von Marmor. Bei näherem Zusehen entdeckt man auch ohne Handbuch manche interessante und instruktive Details. Wohl erhalten ist das etwas abgelegene Amphitheater, an und auf dessen Mauern und Sitzreihen unzählige zierliche Eidechsen ihr bewegliches Spiel trieben. Das noch nicht lange existirende Museum ist reich an ausgegrabenen Gegenständen und enthält auch einige Gypsabdrücke von umgekommenen Menschen und Thieren, d. h. Gypsausfüllungen menschlicher und thierischer Formen, welche die Skelette in der Asche zurückgelassen hatten. Die verhältnismäßig kleine Zahl der aufgefundenen Skelette ist als Beweis dafür, daß weitaus die meisten Einwohner sich retten konnten, angesehen worden. Letzteres ist gewisser als Manches, was Leichtgläubigen in Büchern und mündlich über Pompeji aufgebunden wird.

Den Weg von Pompeji nach Sorrent legten die drei Landsleute den 12. Mai in bestem Humor, aber in einem zweifelhaft soliden und mit drei Pferden dritten Ranges bespannten Wagen zurück. Bis Castellamare ist die Route trotz der Reissfelder wenig interessant, und bei der großen Hitze wollte der Schlaf seine Rechte geltend machen. Von dem genannten, schön gelegenen und sehr lebhaften Orte an, der über dem verschütteten Stabiae aufgebaut ist und seinen Namen von einem Schloß eines deutschen Kaisers hat, wurde der Weg angenehmer, die Meerluft wehte kühlend und gelegentlich erhob sich der Wind, mit ihm hochaufwirbelnder Staub. Das deutete auf einen Umschlag der Witterung, der auch wirklich eintrat, doch erst während der Nacht. Mit Recht zählt die Strecke Castellamare-Sorrent zu den Glanzpartien Italiens, namentlich die Gegend von Vico Equense, das Vorgebirge und die Ebene von Sorrent. Da war wieder einmal wahrhaft südliche Vegetation, und je näher wir Sorrent kamen, desto stärker wurde der Duft der Orangenblüthe und -Frucht.

Sorrent, auf steil abfallenden Felsen allerliebst am Meer gelegen, war voll von Fremden, und wir mußten im Hotel Victoria mit untern Dependancezimmern vorlieb nehmen. Einen Gasthof in schönerer Lage als diesen, wüßte ich mir kaum zu denken. Er ist zum Ausruhen vorzüglich geeignet, welche Eigenschaft wir dann auch gewissenhaft verwerthet haben. Wir besahen uns einige Orangengärten und Mosaikläden und fuhren im Schiff zu den Grotten, zu Wagen nach Massa. Seit gestern sind die Berge bedeckt; ich mußte deshalb auf die Besteigung des Monte St. Angelo verzichten, der, wie man mir sagte, höchst selten mehr die Ehre eines Besuches erhält.

Capri, den 16. Mai 1878.

Nach fast zweitägiger Ruhe fuhr ich gestern vormittags meinen Bekannten nach dem nahen Capri voraus. Die See war etwas bewegt und das kleine Dampfschiff rollte ein wenig, was völlig hinreichte, um einen ziemlichen Theil der weiblichen Passagiere seekrank zu machen. Die Einfahrt in die grotta azurra oder blaue Grotte verursachte bei dem hochgehenden Wogenschlag einige Furcht. Ich war mit einem Franzosen zusammengewürfelt worden und hatte große Mühe, ihn zu bewegen, die Einfahrt zu wagen. Nachdem sie glücklich überstanden war, fand er kaum Worte genug, um mir dafür zu danken, daß ich ihn mitgeschleppt hatte. Nun, der Anblick dieses Naturwunders, der azurblauen Farbe des Wassers und der Wölbung, ist in der That seenhast. Nur schade, daß die Boote sich so kurze Zeit darin aufzuhalten. Von der Marina stieg ich mit leichtem Gepäck den kürzesten Weg nach Capri hinauf, was edle Schweißtropfen kostete. Wie war ich erstaunt, als ich oben im Dorf am Weg zum Gasthaus ein Kaffee zum „Hiddigeigei“ entdeckte! Wie kommt dieser Käzenname aus Scheffels Trompeter von Säckingen hieher nach Capri? Mit der Frage war auch die Antwort gegeben. Ich erinnerte mich sogleich, daß Scheffel seinen Trompeter hier verfaßt hatte.

„Wer ist dort der blonde Fremde,
Der auf Don Paganos Dach,
Wie ein Kater auf und abgeht?“

In Paganos Gasthaus mit der herrlichen Palme und dem wunderlichen Dache hab' ich denn auch wirklich den „Trompeter“ gefunden, und zwar mit der Widmung von Scheffels Hand an suo ospitale amico e padrone Don Pagano. Bei diesem padrone gab's mit Mühe eine Unterkunft. Auch hier war Alles voll, ich mußte mich mit einem höchst bescheidenen Zimmerchen begnügen, das ich nicht einmal ordentlich verschließen konnte. Ich machte indessen die Entdeckung, daß alle Zimmer offen stehen, was für die Ehrlichkeit der Capresen spricht. Es ist hoher Festtag hier zu Ehren des Schutzpatrons der Insel, des heil. Costanzo. Abends soll ein großes Feuerwerk abgebrannt werden. Nachmittags ließ ich mich durch einen ordentlichen Knaben, der gar nicht schlecht französisch sprach, zum Salto di Tiberio und zur Kapelle Mariahilf, S. Maria del Soccorso, und auf dem Rückweg zu den Klippen beim natürlichen Bogen, arco naturale, geleiten, beides zu großer Befriedigung. Die Aussicht beim Salto

und der sogenannten Villa des Tiberius mit spärlichen Überresten war leider nur theilweise schön, und die auf den Inseln und Anhöhen liegenden Wolken versprachen auch für morgen keinen ganz hellen Tag, und doch hätte ich so gerne den Salaro bestiegen, der die ganze Insel und weit umher das Meer beherrscht. Dem ganz schön in Scene gesetzten Feuerwerk schaute nachts die gesamte Fremdenkolonie zu. Die Bevölkerung betrug sich dabei ganz anständig und manierlich. Man hörte nichts von rohen Ausbrüchen der Ausgelassenheit und sah keinen Betrunkenen. Nachher fand noch ein Ball statt. Die italiänischen Kirchenfeste haben ungefähr denselben Apparat wie unsere weltlichen Schützen-, Sänger- und Turnerfeste. Hier auf Capri kommt dazu, daß der Arme sich nur am Feste seines Schutzpatrons, also jährlich an zwei Tagen, den Genuss von Fleisch erlaubt.

Ich kenne die Verdienste dieses Schutzpatrons um die Ziegeninsel nicht, dessen Bild an seinen Festtagen in feierlicher Prozession von der Kirche in Capri zu einer Kapelle am Strand getragen und wieder zurückgebracht wird. Dagegen ist mir die Geschichte des heiligen Januarius in Neapel nicht unbekannt, und in Bezug auf diesen muß ich noch etwas nachholen. Der h. Januarius ist als Bischof von Beneventum den Märtyrertod gestorben. In dem ihm geweihten Dom in Neapel bewahrt man in einer überaus prächtigen Kapelle angebliches, natürlich eingetrocknetes Blut von ihm auf, das die Stadt schon oft von Pest, Krieg, Hungersnoth und Lava errettet haben und die merkwürdige Eigenschaft besitzen soll, von Zeit zu Zeit flüssig zu werden, was jeweilen eine große Festivität ist. In der den Namen des Heiligen tragenden Kapelle ist die Inschrift zu lesen: *Divo Januario e fame bello peste ac Vesuvi igne miri ope sanguinis erepta Neapolis civi patrono vindici.* Das Wunder sollte nun letzte Woche wieder vor sich gehen, und unter den vielen Fremden, welche Zeugen desselben sein wollten und mit großer Zuversicht an den Altar geführt wurden, waren auch wir. Das Bild des Bischofs wurde erst mit kostbaren Kleidern angezhan und dann das Gefäß mit dem Blut des Heiligen gezeigt. Ein Priester drehte es darauf immer herum und hielt es auch den Leuten zum Küssen hin, während eine Schaar Weiber in offenbar eingeschulter Weise dazu betete und kreischte. Eine halbe Stunde brachte ich es über mich, diesem abergläubischen Thun zuzuschauen, als aber das Blut immer noch nicht fließen wollte, eilte ich hinaus. Meine Bekannten blieben länger und berich-

teten, Alles sei umsonst gewesen, der Heilige habe sich diesmal nicht erbitten lassen.

P. S. Caprische Hunde, Esel und andere Thiere störten die Nachtruhe in Paganos wohlfeilem Gasthaus; dafür belohnte mich der Salaro, den ich am folgenden Morgen über Anacapri bestieg, mit einer viel schöneren Aussicht, als ich sie mir tags zuvor hatte denken können. Sehr befriedigt von dem Erfolg dieser kleinen clubistischen Leistung, will ich nun nach Neapel zurück, um noch Amalfi, Salerno und die Ruinen von Paestum zu sehen.

Monte Casino, den 18/19. Mai 1878.

Ich habe vom schönen Napoli und seiner Umgebung Abschied genommen und weile nach zwei anstrengenden Reisetagen, die mich nach Vietri, Amalfi, Salerno, Eboli und Paestum führten, seit einigen Stunden in der berühmten Benediktinerabtei Monte Casino ob S. Germano, von wo ich nach Rom zurückzukehren gedenke.

Die Meersfahrt von Capri nach Neapel war kostlich, nur daß es kleine Dampfer sind, die den Golf von Neapel durchkreuzen. Unsere schweizerischen Dampfschiffe würden eine ganz andere „Gattig“ machen. In Capri ergötzte ich mich vor der Abfahrt nicht wenig an einer Bande von Knaben, die sich wie Raubfische auf die von uns Passagieren ins Meer geworfenen Kupferstücke stürzten und diese triumphirend heraufholten, was nicht ohne Prügelszenen im Wasser abließ. In Neapel traf ich abends noch zufällig mit einigen von Egypten kommenden Schweizern, unter denen ein Studiengenosse war, zusammen. Sie setzten in der Nacht ihre Heimreise zu Wasser fort.

Den 16. Mai fuhr ich morgens mit der Eisenbahn nach Vietri. Von Pompeji an war die Gegend neu für mich. Sie ist sehr schön und muthet den Schweizer durch die Nähe der Berge gar freundlich an, besonders das herrliche Gelände um La Cava. In Vietri wurde mit einem stämmigen Kutscher ein feierlicher Accord für eine Fahrt nach Amalfi und zurück nach Salerno geschlossen. Auf diesem Wege trat mir in landschaftlicher Beziehung das Schönste von Allem entgegen, was mir Italien bis jetzt dargeboten hat, und ich schließe mich unbedingt Denen an, welche der Route nach Amalfi derjenigen von Castel-

Iamare-Sorrent den Vorzug geben. Vietri und Amalfi sind durch eine ausgezeichnet gut und sehr kühn angelegte Felsenstraße verbunden, die fortwährenden, wechselvollen Ausblick auf das Meer gewährt und damit eine nirgends so wie hier vorhandene, höchst contrastreiche Vereinigung ächt alpiner, zum Theil schroff-wilder Scenerie mit der üppigsten südlichen Vegetation verbindet. Man glaubt sich auf dieser Fahrt oft in unsre Alpenwelt versetzt, und mehr als eine beträchtlich hohe Spize erinnerte mich lebhaft an alte Bekannte im Vaterland, während die Abhänge und die sorgfältig gepflegten Terrassen mit ihren Lorbeerbäumen, Orangen, Feigen &c., sowie die ächt italiänischen Ortschaften eben so lebhaft den Beweis dafür führten, daß es ganz andere Berge seien. Wenn eine Tour auf Erden die Bezeichnung: „hochromantisch und entzückend schön“ wahrhaft verdient, so ist es die von Vietri nach Amalfi. Ich bedauerte nur, daß ich den Weg ohne Gesellschaft zurücklegen mußte, Langeweile hatte ich aber nicht einen Augenblick: Meer, Land, Leute und Geschichte hielten sie fern. Im Vorbeigehen wurden die berühmten Bronzethüren in Atrani, welcher Ort sich mit seinen überaus schmucken Häusern kurz vor Amalfi bestechend schön erhebt, in Augenschein genommen und dann in Amalfi selbst im „Mond“ zu Mittag gegessen, gut und billig und bei einem Glase Wein, der sich zu unserm lebtjährigen Rheinthalter ungefähr verhält wie Feuer zu Wasser. In der Mittagshitze besuchte ich sodann die Seemannsschule im ehemaligen Kapuzinerkloster mit seiner berühmten Tropfsteinhöhle, den Dom, der viel Gehenswürdiges enthält, die interessante Papiermühlenschlucht und eine Maccaronifabrik, in der es weniger säuberlich als laut her- und zuging. Amalfi, in malerischer Unregelmäßigkeit in und an einer tiefen Bergschlucht aufgebaut und von ferne prächtig anzusehen, fand ich im Innern sehr wenig einladend, weil äußerst schmutzig. Hier sah ich Kinder ganz nackt in den Gassen herumspringen. Dann ging's auf der gleichen Bergstraße, die ich gern noch einmal passirte, Salerno zu, welche sehr ansehnliche Stadt sich in herrlicher Lage am Meer lang hinstreckt, und von da mit der Eisenbahn nach Eboli. Hier wollte ich in dem einzigen von den Reisehandbüchern empfohlenen Wirthshause übernachten, man legte aber schon bei der Station Beschlag auf mich für ein anderes Hotel und sagte mir ein gutes Bett zu, das ich im Gasthaus zur Eisenbahn wirklich fand. Bedienung einfach, aber genügend. Im Restaurant des Gasthauses, von wo aus man den schönen, neuen öffentlichen Platz mit seinen Gärten übersieht, stritten sich mehrere

Offiziere lebhaft über die Leistungsfähigkeit der italiänischen Armee im Ernstfall. Einer derselben wünschte ihr die eiserne Disciplin der Deutschen.

Am folgenden Tage fuhr ich früh nach Paestum, ganz allein und doch ohne alle Furcht vor Briganten, da der Wirth und die Offiziere mir über die Sicherheit des Weges die beruhigendsten Erklärungen gegeben hatten. Die Strecke von Eboli nach Paestum wird zu Wagen in $2\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt. Hin und her sind es also 5 Stunden, was viele Reisende abschreckt. Ich wollte aber ja nicht, daß ich die Tour unterlassen hätte, zähle sie vielmehr zu meinen Reisejuwelen, so wenig mich auch Kutschler, Pferde und Polster befriedigten. Es war ein thaufrischer, schöner Morgen. Der Appennin zeigte sich in bläulicher Färbung. Ungeheure Fruchtfelder wechselten mit noch größern Weideplätzen, auf denen Heerden von Pferden, Ochsen, Büffeln, Schafen und Schweinen zu sehen waren. Auf den Feldern arbeitete das Landvolk in ganzen Haufen, überall unter Aufsicht von bewaffneten Männern, deren Gewehre aber, wie man mir sagte, nur zu harmloser Vogeljagd dienen. Andere Gruppen von Arbeitern saßen oder lagen im Schatten beim Morgenbrot; ihre Kleidung verrieth die größte Armut. Sie sollen täglich für ihr strenges Werk im Sonnenbrand nur 75 Rp. verdienen und dabei zwei mal zu essen bekommen. Endlich tauchten die ersehnten Tempelruinen von Paestum am Horizonte auf, und bald stand ich vor ihnen. Hunderte von Reisenden würden bei ihrem Anblick sagen: Das ist nicht der Mühe, der Zeit und des Geldes werth! Geschmacks- oder vielmehr Bildungssache! Ich habe nun schon so viele Zeugen und Reste vergangener Zeiten gesehen, aber der Tempel des Neptun in Paestum nimmt doch eine der ersten Stellen in meiner Erinnerung ein. Einst breitete sich hier eine blühende, griechische Stadt aus, deren Rosenpracht von den besten römischen Dichtern besungen wurde. Nun ist von all' dem nichts mehr übrig als ein Rest der Stadtmauern und dreier Tempel, von denen der größte zugleich der am besten erhaltene ist. Statt der Rosen blühen die Disteln, und wo jene einst die Lust mit ihren Wohlgerüchen erfüllten, herrscht jetzt noch die malaria, wie schon vor 1800 Jahren. Die Einsamkeit, von welcher die drei Tempelruinen umgeben sind, macht einen ergreifenden Eindruck auf das Gemüth, während anderseits das leibliche und geistige Auge mit höchster Befriedigung auf der stilvollen und doch so einfachen Schönheit des griechischen Tempel-

baues ruht. Ich fühlte recht tief die Wahrheit jener Worte des deutschen Dichters:

„Ungebrochen stehn die schlanken
Dorfsäulen; ein Jahrtausend
Sahen sie vorüberbrausend,
Throne stürzten, Völker sanken;
Über ihre Marmorhäupter,
Wie durch's Meer, dem sie geweiht,
Weht ein Hauch der Ewigkeit.“

Rückfahrt nach Eboli bei drückender Hitze, dann per Eisenbahn nach Salerno, wo sich an eine Fahrt durch den reizenden Corso Garibaldi am Meer die genaue Besichtigung der Kathedrale reichte, welch' letztere nicht nur durch das Grab Gregors VII., sondern auch durch ihren Vorhof, ihre vielen antiken Säulen, ihre Erzthüre, Kanzeln &c. ausgezeichnet ist. Abends langte ich glücklich in Neapel an und ließ mich hier vor der ersehnten Nachtruhe im Gasthof de Genève noch ein Stündchen ins Meer hinaus rudern. Der Mond schien hell und warf sein Licht auf Meer und Stadt mit mildem, zauberischem Glanze. Das waren Augenblicke, die man nicht wieder vergibt, Bilder, die sich für immer einprägen. Den letzten halben Tag, den ich in Neapel verbrachte, widmete ich dem neuen Kirchhof und demjenigen für Protestantenten, dem Museum, dessen Statuensammlung ich noch einmal sehen wollte, und der Kirche Maria del Carmine, wohin mich nichts Anderes zog als das Grab und die Statue des letzten Hohenstaufen Conrads, mit dem ein großes Kaisergeschlecht so tragisch unterging.

Samstags den 18. Mai führte mich die Eisenbahn nach S. Germano zwischen Neapel und Rom. Der Vesuv stand zum Abschied wolkenfrei in schöner Beleuchtung da. Bei Capua waren die Bauern mit dem Einführen des Heues vollauf beschäftigt. Es soll vorzüglich gerathen sein, wie auch das Getreide eine sehr reiche Ernte verspricht. In S. Germano ließ ich mein Gepäck zurück und pilgerte dann, nur mit den nothwendigsten Reiseartikeln versehen, in der Abendfühle der schönen, $1\frac{1}{2}$ stündigen Weg nach Monte Casino hinauf, wo ich nach 7 Uhr anlangte und den Sonnenuntergang auf dieser berühmten, schlossähnlichen Warte wenigstens noch zum Theil ansehen konnte. Im Kloster wurde ich in Folge von Empfehlungen und weil ich einem Insassen Grüße überbringen sollte, freundlich empfangen und sogleich in ein geräumiges Schlafzimmer geführt, von dem aus ich später Hunderte, ja Tausende von Leuchtkäfern um die Mauern des Klosters fliegen sah. Das Benediktinermahl, an

dem außer mir noch zwei Deutsche theilnahmen, bestand aus Suppe, Artischocken, einer süßen Platte, Kirschen und Wein, während am folgenden Tage auch zwei Fleischspeisen aufgestellt wurden. Mit französischer Liebenswürdigkeit zeigte mir Professor Picard Sonntags den 19. Mai alles Sehenswerthe in der prachtvollen Kirche, natürlich auch die Ruhestätte des Benedictus und der Scholastica im reichen Archiv und in der Bibliothek und führte mich auch zu den schönsten Aussichtspunkten des Klosters, das, früher ungemein reich, nun ganz auf die Pensionsgelder des geistlichen Seminars und der höhern Civilschule angewiesen ist. In beiden Anstalten sind gegenwärtig je 60 Zöglinge mit 15 Lehrern, die Zahl der Benediktiner beträgt dagegen nur noch 20. Kirche und Lehranstalt werden bleiben, dafür bürgt u. a. die neue Fahrstraße, die von S. Germano nach Monte Casino gebaut wird. Der Abt ist zugleich Weihbischof einer großen Diözese. Während die Benediktiner und die Seminaristen in der Kirche ihre schönen lombardischen Weisen sangen und ihre Bittumzüge gegen das Erdbeben, das hier mit Recht so gefürchtet ist, hielten, feierte der protestantische Gast den Sonntag in aller Stille für sich. Im mächtig großen Refektorium ist das berühmte Gemälde der Brodvermehrung. Ich mußte es meinem Cicerone bestreiten, daß sich neben dem Bild Dantes und Calvins auch dasjenige Luthers darauf befindet. Weil es Sonntag war, hatte ich auch Gelegenheit, viele Gebirgsleute in der Kirche zu sehen, darunter manche kümmerliche Gestalt. Ich schied mit Dank und Hochachtung von den Benediktinern.

Rom, den 27. Mai 1878.

Mein römischi-neapolitanisches Tagebuch ist so notizenreich geworden, daß die Verwerthung desselben für den Zweck und die Natur der Reisebriefe nur in sehr beschränktem Maße möglich ist. Hier einige Gedankenspähne.

* Die Landhäuser des römischen und neapolitanischen Adels stellen die Villa Pallavicini in Genua, deren Lob ich gesungen habe, in den Schatten. Die Villen Albani, Borghese, Doria Pamfili u. a. übertreffen sie theils an räumlicher Ausdehnung, theils an künstlerischer Ausstattung. Einige der römischen Villen sind so groß wie ein halbes Dorf, aber nicht alle erfreuen sich sorgfältiger Pflege. In einer derselben begegnete uns der Eigen-

thümer im Sechsgespann, während der König Umberto und seine Margueritha im einfachen Zweispänner vorüberfuhren.

* Die Abendfahrten der Reichen in Rom gehen durch den langen, aber nicht breiten Corso zum herrlichen Pincio, die der Reichen in Neapel durch die Chiaja und Mergellina dem Meer entlang. Da rollt eine stolze Equipage nach der andern in langer Reihe vorbei, womit meistens eine Selbstausstellung verbunden ist. Man freut sich dabei manches edel geschnittenen menschlichen Antlitzes, auch der kostbaren Pferde und Geschirre, stellt aber auch Betrachtungen an über die socialen Schichtenlagerungen, Betrachtungen, die sich freilich in allen größern Städten wie von selbst einstellen, die sich mir aber doch noch nie so stark aufgedrängt haben wie in Neapel. Hier ist der Gegensatz zwischen Reich und Arm um so schneidender, als sich die Armut in ihrer ganzen Blöße zeigt und sich dieser nicht schämt. Und doch konnte ich auf ihrem braungelben Angesicht keine Spur von socialistischer Verbissenheit entdecken. Da lebt Alles, so kam es mir vor, ohne Sorge und zufrieden in den Tag hinein, und nicht ohne geheime Bewunderung weilte ich wiederholt bei mancher Gruppe von Arbeitern, deren Mittagsmahl aus nichts anderem bestand als aus einem Stück Brot, Wasser und rohem Salat, und die dazu noch singen konnten.

* Die Bettelei nannte ich schon früher eine Landplage, und ich muß dies bestätigen. Hier in Rom kann man sich nicht gerade beklagen, auch das Betteln an und in den Kirchen scheint bedeutend abgenommen zu haben, und jenen alten, kranken Gestalten, die zusammengekauert auf der Treppe oder in irgend einem Winkel einer Kirche sitzen und die Hände ausstrecken, gibt man ja gerne ein Almosen, aber in und um Neapel herum und an andern Orten ist es wirklich arg. Nicht nur Kinder legen sich da auf den Bettel, sondern auch ganz gesunde erwachsene Leute, ja es hat sich ein förmliches System der Fremdenausbeutung ausgebildet, das sich sogar noch am Krater des Vesuvs geltend zu machen sucht. Das erbettelte Geld wird von den Kindern meistens sofort im Spiel umgesetzt. Auch die Regierung oder die Municipalitäten verstehen sich darauf, die Fremden tributär zu machen; vor jede größere Antiquität ist ein Gitter gestellt, das sich natürlich nicht ohne Eintrittsgeld öffnet. Das berühmte Kloster Camaldoli bei Neapel muß man sich sogar zwei mal um's Geld öffnen lassen und dann die Erfrischung wegen der Aussicht doppelt bezahlen. Im Golf von Neapel entrichtet der Fremde eine höhere Passagiertaxe als der Einheimische. Da lobe

ich mir den Vatikan, der seine Räume und Schätze dem Publikum unentgeltlich zugänglich macht! Gegen die Bettelei könnte die Regierung noch viel mehr thun, und sie sollte es thun zur Ehre des Landes. Auch der italiänische Alpenverein hätte da eine würdige Aufgabe, sofern die „Landplage“ sich auch bei Gebirgstouren geltend macht. Sie muß verschwinden wie die Camorra und das Brigandaggio.

* Italien ist verschrieen als Land der Thierquälerei. Ich wage es nicht, zu entscheiden, ob es mehr zufällig sei, oder ob es auf wirklichem Fortschritt beruhe, daß ich von schlechter und roher Behandlung wenigstens der Pferde wenig wahrgenommen habe, was ich gerne constatire. Die Langohren müssen sich dagegen Vieles gefallen lassen.

* An Wasser labt sich Mensch und Thier. Da fallen mir die öffentlichen Brunnen in Rom und Neapel ein, und Rom muß man es lassen, daß es ausgezeichnet schöne monumentale Brunnen hat. Neapel steht hierin zurück, es fehlt zwar auch dieser Stadt nicht an solchen, aber der Reichthum an Wasser ist bei weitem nicht so groß wie in Rom, und zu großen Brunnen-Fontainenbauten gehören große Wasserstrahlen, wenn der rechte Effekt erzielt werden soll. Wie prächtig sind doch die Acqua Paolo und die Fontana di Trevi in Rom! Ich beeilte mich in den letzten Tagen noch, aus der Fontana di Trevi zu trinken, da die Wasserleitung reparirt werden soll und wirklich jetzt unterbrochen ist. Wer dieses Wasser an Ort und Stelle kostet, soll Rom nimmer vergessen. Die alten Römer scheuteten keine Kosten, um sich mit gutem Wasser zu versehen, und ein Theil ihrer colossalen Wasserleitungen kommt der Stadt jetzt noch zu gut.

* Es ist unglaublich, wie viele Kunstschätze auf dem Capitol, im Vatican und in den Privatgallerien Roms vereinigt sind, und speziell, welch' ein Reichthum von Gemälden und Statuen da angehäuft ist. Angesichts dieser Hülle und Fülle sind die Römerzüge der Künstler völlig begreiflich. Es ist allerdings auch Manches aufgestellt, was der Aufbewahrung kaum werth ist; Anderes kehrt so häufig wieder, daß das Auge müde wird, so die Madonnen und h. Sebastiane; wieder Anderes ist in den Reisehandbüchern überschätzt und idealisirt, aber man vergiszt das Alles über den unsterblichen Meisterwerken, zu denen man immer wieder zurückkehrt und von denen man sich kaum trennen kann. Und doch fehlt Rom das Beste, was aus Rafaels Hand hervor-

gegangen, die Madonna in Dresden, und vielleicht ruhen die schönsten Statuen, die Rom einst geschmückt, in der Tiefe des Meeres, jene, die Geiserich auf seinen beuteschweren Schiffen wegführten ließ. Lingg hat das in einem Gedichte farbenprächtig verwerthet. Der Vandalenkönig, von Eudoxia zur Hülfe und Rache gerufen, hat Rom geplündert und seine Schiffe mit Beute beladen. Die „Marmorgötter und die Erzbilder aus heil'gen Nischen“ sind an die Wäste gebunden. Auch der goldene Leuchter aus dem Tempel in Jerusalem, den Titus nach Rom entführt hatte, ist unter der Beute. In frechem Uebermuth trinkt Geiserich mit seinen Leuten aus Opferschalen und Nachtmahlskelchen, wie einst Belsazzar. Mitten im Bacchanal bricht der Sturm los. Die Vandale schreiben ihn den mit geführten Götterbildern zu, die ihnen riesengroß drohend vorkommen und die sie deshalb voll Wuth zerschlagen. Da fährt der Blitz in's Schiff, und bald ist's aus.

„Die nächste Sturzflut schon
Begräbt mit donnerähnlichem Gedröhne
Ins Meer die nordischen Titanenföhne.“

Grimmiger Zorn erfasste mich, als ich im Vatican vor der Gruppe des Laocoön stand, und eine Anzahl Fremder an ihr vorbei schnurrten, zufrieden mit der Bemerkung des Führers, das sei griechischer Marmor. Wieder Andere entdeckten nichts Besonderes im Antlitz des Zeus von Otricoli, nichts von der „olympischen Macht“, die aus diesem Prachtkopf leuchtet. So reisen Viele.

* Zwei Embleme treten dem Fremden in Rom fast auf jedem Schritt und Tritt entgegen, die päpstliche Tiara mit den zwei Schlüsseln und die vier staatlich-classischen Buchstaben: S. P. Q. R. Letztere sah ich sogar auf den städtischen Schubkarren und an den Lehnen der Schülervessel angebracht, wie denn auch der Bürgermeister oder Sindaco von Rom sie seinen Erlassen voranstellt. Eben so häufig sind die Pontifex-maximus-Tafeln mit dem päpstlichen Emblem, welche der Nachwelt verkünden, daß dieser oder jener Bau, diese oder jene Restauration &c. von diesem oder jenem Papst ausgeführt worden sei. Das haben die Träger der Tiara nie vergessen zu verewigen. Nun, sie haben ja auch wirklich der Stadt auf Jahrhunderte ihr Gepräge aufgedrückt, das sieht und spürt man heute noch deutlich, wenn auch die S. P. Q. R. seit acht Jahren Meister geworden sind. Es wird auch gerne anerkannt, daß das Papstthum zur Verschönerung Roms und zu wohlthätigen Zwecken sehr Vieles

gethan hat, am meisten freilich für Kirchen, wenig für Schulen, namentlich wenig für die Volksschule.

* Die Stadt Rom bringt die größten Opfer zur Hebung des Schulwesens. Die Zahl der Elementarschüler hat sich bei nahe verzehnfacht, und es müssen immer noch neue Lokale erstellt werden. Ich besuchte mehrere Elementarschulen, auch die in ihrer Art in ganz Italien einzig stehende Töchter-Arbeits-Fachschule, die über 200 Schülerinnen zählt und sehr gut geleitet zu sein scheint. In einer Elementarschule für Mädchen war ich wahrhaft erstaunt über die Leistungen im Lesen und Schreiben von Seite 4—6jähriger Schülerinnen. Es waren freilich sehr kleine Klassen da, und man spannt hier die Kinder früh ins Schuljoch. Der Präsident des Stadtschulrats, Herr Professor Pignetti, geleitete mich persönlich in eine Knaben-Primarschule eines ärmern Stadttheils und führte mir sämmtliche Klassen vor, die alle ein wenig geprüft wurden. Namentlich dieser Besuch interessirte mich sehr und gewährte mir einen belehrenden Blick in den Stand des römischen Volksschulwesens. Ich könnte nicht sagen, daß mich Alles erbaut hätte, aber ich nahm doch den festen Eindruck mit, daß viel guter, redlicher Wille vorhanden sei, die Schule zu heben und für sie einzustehen. An einzelnen Leistungen in der guten Oberschule hatte ich große Freude. So z. B. waren die Schüler der 4. Klasse in der schweizerischen Geographie brav zu Hause. Auch die Disciplin befriedigte mich sehr. Unsere Schulen werden hier als muster-gültig angesehen. Einer Klasse wurden die Worte in die Feder diktirt: „Die Schweizer lieben die Freiheit, das Studium und die Arbeit. Wir müssen sie nachahmen.“ In einer andern Klasse hatten die Schüler sogar ihre Dankgefühle über den Besuch des Fremden schriftlich auszudrücken. Letzteres mutete mich wie manches Andere: Zeugnisse, Prämien, besonderer Sitz für den capo, d. h. den besten Schüler der Klasse, Stellung des Direktors z. französisch an und legte mir den Wunsch nahe, daß da einmal eine frische deutsche Biße dreinblasen möchte. Seit dem 15. Juli 1877 ist der Schulzwang mit Bußen für Ungehorsam (50 Rp. bis 10 Fr.) gesetzlich eingeführt, einstweilen nur für das 6. bis 9. Altersjahr, wozu noch die Verpflichtung zum Besuch der Abendschule während wenigstens eines Jahres kommt. Italien ist also noch weit zurück, aber es geht doch vorwärts. In allen größeren Ortschaften ist man über die Minimalforderungen weit hinausgegangen, während es auf dem Lande noch vielfach jämmerlich steht. In Rom gehen die Ele-

mentarschüler alle Tage von 9—3 oder von 8—2 Uhr zur Schule, ohne sie mittags verlassen zu können. Jeder nimmt etwas zu essen mit. Scharf ist die Bestimmung, daß diejenigen Eltern, welche ihre Kinder nicht zur Schule anhalten, außerdem, daß sie an Geld gestraft werden, weder von der Gemeinde, noch von der Provinz, noch von der Regierung, es sei denn im Falle der Krankheit, unterstützt werden, und daß sie keine Waffen tragen dürfen, so lange sie dem Gesetz kein Genüge leisten.

Ich wohnte auch auf spezielle Einladung einer Kleinkindergartenfeier bei, die mit einer kleinen Ausstellung von Arbeiten verbunden war. Die intelligenten Kleinen, alle weiß, viele sehr elegant gekleidet, führten gymnastische Uebungen, die gut eingedrillt waren, aus und trugen mit größern Mädchen einige Lieder, ein- und zweistimmig, harmonisch und mit Präcision vor. Erfreulich war die zahlreiche Theilnahme der Eltern, das Aussehen und die Haltung der Kinder, nur Schade, daß das Ganze etwas theatralisch zugeschnitten war. Ich mußte dabei wieder denken, daß der romanische Geist eben ein anderer sei als der germanische.

* Rom ist die Stadt der Kirchen. Es sollen deren so viele vorhanden sein, als Tage im Jahre sind. Einzig der Maria sind etwa 80 Kirchen geweiht. Das ist denn doch des Guten viel zu viel. Eine Zusammenstellung der Kosten, welche alle diese Kirchenbauten verursacht haben und welche deren Unterhaltung jährlich verschlingt, würde fabelhafte Summen ergeben, zumal viele derselben mit einer Pracht ausgestattet sind, die man gesehen haben muß, um davon eine richtige Vorstellung zu gewinnen. In diesen Kirchen liegt das päpstliche Rom versteinert vor dem Auge, am concretesten und höchst potenzirt in der Peterskirche, deren Kuppel ganz Rom und die Campagna beherrscht und deren Inneres das Größte und Schönste, was ich diesfalls gesehen, weit übertrifft, während das Neujere und insbesondere die Fassade von mancher andern Kirche in und außer Rom verdunkelt wird. Der Protestant muß hier freilich noch schneller als anderwärts an diesem und jenem vorübergehen, er darf weder an die alten Zeiten des Ablasses, noch an das neue Unfehlbarkeitsconcil denken, sonst regt sich sofort, um mit Goethe zu reden, die „protestantische Erbsünde“. Aber auch er kann und darf sich freuen an den genialen Baugedanken, die hier, wenn auch verkümmert, zur Ausführung kamen, an den colossal und doch so harmonischen Dimensionen, an der Pracht der Kuppel, der Marmorsäulen &c. Ein Blick von der Gallerie

der Kuppel läßt die Feinheit der Construktion derselben und die architektonische Ueberwindung der Schwierigkeiten, die in der Größe des Ganzen lagen, vortrefflich erkennen. Die Kirche soll über 15,000 Meter bedecken und ihre Höhe (bis zum Kreuz) 132 Meter betragen. Als wir, einige Schweizer, am 22. Mai die Kuppel bestiegen, wurde unten eben eine Messe zu Ehren einer Anzahl deutscher Pilger celebriert. Wie man die allerdings auch mächtig imponirende, aber modern geleckte Paulskirche vor den Thoren der Peterskirche vorziehen kann, ist mir völlig unbegreiflich.

* Die vatikanische Bibliothek zeichnet sich nicht nur durch den Reichthum ihrer Handschriften und Bücher, sondern auch durch die äußere Schönheit der Räumlichkeiten aus, die den hier aufgestellten Geschenken der Großen der Erde an die Päpste entspricht. Den Cod. Vat. und andere der berühmtesten Handschriften kann man nur durch's Glas betrachten, wenn man nicht spezielle Erlaubniß zu eingehenderem Studium hat. Höchst interessant ist auch das Museum christlicher Alterthümer.

* Ich bin nun zwei volle Wochen in Rom und habe wohl die Schweizer- und Nobelparde, die in rothe Seide gekleideten Diener und die vergoldeten Wagen des Papstes, aber ihn selbst nicht gesehen. Wohl hatte ich von Seite unsers Ministers Pioda, in dessen freundlichem Hause ich einen sehr angenehmen Abend zubrachte, u. a. eine Empfehlung an General von Sonnenberg zur Einführung beim Papste in der Tasche; ich machte aber keinen Gebrauch davon, da ich mich zum Handkuß nicht verstellen konnte und wollte.

* Die italiänische Regierung ist so gescheit gewesen, den Priestern, Ordensleuten &c. das Tragen ihrer Berufskleidung nicht zu verbieten. Man sieht sie in allen Farben sich völlig frei durch die Straßen bewegen. Freie Luft und freies Licht für Alle innerhalb der staatlichen Ordnung! Das kommt auch der protestantischen Kirche in Rom zu gut. Eine ganze Reihe von Kirchen unseres Bekenntnisses ist in den letzten Jahren entstanden; die größte von ihnen ist die amerikanische St. Paulskirche an der Via nazionale, und dem Gottesdienst in dieser Kirche wohnte ich den 26. Mai bei. Es gefiel mir weder Alles am Neuzern und Innern des neuen protestantischen Tempels, noch am Cultus selbst, aber es erfüllte mich hier ein ungemein starkes Gefühl religiöser Befriedigung darüber, daß die Cultusfreiheit auch in Rom staatlich garantirt ist. Ueber die Einwirkung des Protestantismus auf die eigentlichen Italiänner gebe

ich mich keinen Illusionen hin. Wie oft habe ich das Urtheil gehört, entweder seien die Italiäner religiös ganz indifferent, um nicht mehr zu sagen, oder äußerlich gut katholisch! Ich könnte auch Belege aus eigener Erfahrung dafür beibringen.

* Rom ist im Vergleich zu Neapel eine stille, ernste Stadt; um so mehr gefiel sie mir, so wenig ihre Lage auch mit der von Neapel concurriren kann. Es liegt heute noch, ob sie sich auch modernisiert und die eigenthümlichen alten Gestalten und Erscheinungen mehr und mehr verschwinden, der große Ernst der Geschichte auf der Tiberstadt, und der verträgt nicht das zappelnde, kreischende Wesen der Neapolitaner, die regsam sind „wie ein Polyp.“ Alfieri sagt von den Neapolitanern, sie seien die größten Schreier der Welt. „Tropo chiasso, troppo strepito, troppo fracasso, troppo rumore!“ Die Sprache der Römer ist viel ruhiger und gelassener.

* So Vieles und so Interessantes ich auch in diesen Briefen unberührt lassen muß, so die Katakomben, die Pyramide des Cestius, die Engelsburg &c., die äußerst gelungene Tour per Eisenbahn und zu Fuß auf den Monte Cavo im Albanergebirg, in großer Gesellschaft und bei schöner Witterung, kann ich nicht übergehen. Die frühe Eisenbahnfahrt von Rom nach der Station Albano und die Wagenfahrt von hier nach dem hochgelegenen Städtchen gleichen Namens war reizend. Es war Sonntag, daher viel Volk und Leben in den Straßen. Welche fremdartige Scenerie! Alles neu, aber nicht Alles schön und sauber, viel Armut und Bettelei. Nach dem Frühstück brachen wir zu dem düstern Albanersee, dem Krater eines todteten Vulkans, auf, Viele zu Esel, auch ich. Ein mal und nicht wieder. Das störrische Thier verdarb mir den prächtigen Weg; bald war es schier nicht vom Fleck zu bringen, bald galoppirte es hart am Rand des Weges oder durchbrach die Cavalcade ohne alle Rücksicht auf die Damen. Nach einer halben Stunde war ich des Esels herzlich satt und sehr froh, wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Sonst war die Tour herrlich. Es ging durch prächtige Waldpartieen, die Grillen zirpten, der Kukuk rief, die Flora war schon weit vorgerückt, und was man bei uns in den Gärten hegt und pflegt, blühte hier im Freien, z. B. Massen von Maiensternen. In Rocca di Papa hätte ich dem ganzen Appenzellervolk zurufen mögen: Sieh dieses jämmerliche, elende Nest und vergleiche damit deine Dörfer! Von dort geht's ziemlich steil zum Krater Campo d'Annibale und dann die ächt antike Römerstraße zur

Höhe hinauf. Zum ersten mal in meinem Leben stieß ich in dieser ganz vulkanischen Gegend auf die Kapilli oder Lapilli, feine, spitze Körner ausgeworfener Asche, die hier in Menge vorhanden sind. Auf der erwähnten, mit Basalt gepflasterten Römerstraße versetzte mich die Phantasie, trotz heißer Temperatur, in die Stimmung jener Feldherren und Legionen, die, wenn ihnen der Senat den Triumph in Rom verweigert hatte, sich selbst einen solchen bereiteten, indem sie zum Tempel des Jupiter Latiaris auf dem Monte Cavo hinaufzogen, weshalb dieser Weg die Via triumphalis genannt wurde. Die prachtvolle Aussicht auf der Höhe (954 Meter), die Rom und die Campagna, das Albaner-, Sabiner- und Volksgebirge mit vielen herrlich gelegenen Städten, auch das Meer beherrscht, muß à part von den zudringlichen großen und kleinen Bettlern, dem sauren Wein im aus den Resten des vorhin genannten Tempels erbauten Kloster und den unwissenden Mönchen genossen werden. Dann ging's bei drückender Hitze, aber auf schattigen, leider wenig cultivirten Waldwegen rasch hinab nach Nemi am berühmten gleichnamigen See, der lieblicher ist als der Albaner und dessen steile vulkanische Abhänge auf's sorgfältigste angebaut sind. Beide Seen haben künstliche Abslußkanäle. In der trattoria Desanctis, auf deren aussichtreicher Veranda das Mittagessen trefflich mundete, schlügen zu meiner größten Freude plötzlich ächt zürcherische Laute an mein Ohr, und bald war ich der Malerfamilie C. aus Limmatathen, die in Rom längst ansässig und bekannt ist, vorgestellt. Mit diesen Landsleuten fuhr ich über Genzano und Ariccia nach Albano zurück, wo ich mir noch die Villa Doria, in deren Park mich ein Nachtigallen-Concert ergözte, einige antike Überreste und das abendliche Volksleben ansah. Das Alles war angenehmer, als was uns auf der Station wartete, nämlich ein $1\frac{1}{2}$ -stündigiges, entsetzlich langweiliges Harren auf den verspäteten Eisenbahnzug. Erst um Mitternacht langten wir in Rom an.

* Auf Monte Mario hatte ich den letzten Überblick auf Rom, den schönsten von allen. Wie viel Herrliches habe ich in dieser Stadt gesehen, wie viel Freundliches ist mir hier zu Theil geworden! Das Alles ist tief in mir eingeschrieben und wird fortleben in schönster Erinnerung, vorab die eben so große als herzliche Gastfreundschaft, die ich in der deutschen Botschaft genossen.

Florenz, den 4. Juni 1878.

Nachdem ich in der weitern Umgebung Roms nach Albano, Monte Cavo und Nemi auch noch Tivoli mit den berühmten Wasserfällen und Cypressen sammt den Ruinen der Villa Hadrians gesehen hatte, reiste ich den 28. Mai mit dem Nachteilzug nach Siena, nicht ohne bewegten Abschied von meinen römischen Gastfreunden. Am folgenden Morgen ging die Sonne über dem gesegneten toskanischen Lande gar lieblich auf und verhieß abermals einen schönen Tag. In Siena traf ich einen Schweden, in dessen Gesellschaft ich alle Sehenswürdigkeiten der Stadt: das Stadthaus, den Dom, den Kirchhof, das Institut der schönen Künste, den Palast del Governo, den der Grotanelli &c. ansah. Die hochgelegene, reinliche Stadt, durch deren Straßen und Gassen frische Luft strömt, was schon das gesunde Aussehen der Kinder verrieth, gefiel uns sehr gut. Auf dem amphitheatralischen, historisch denkwürdigen Platz Vittore Emanuele mit seinen großen Palästen glaubt man sich ganz und gar in's spätere Mittelalter versetzt, wie denn auch die Kunstschatze Sienas dieser Zeit angehören. In dem zweiten der angeführten Paläste trafen wir ein ganz neues Ameublement im mittelalterlichen Geschmacke. Der mächtige, buntfarbige Dom mit Spitz- und Rundbogen macht auch, nachdem man die Kirchen in Rom gesehen, einen tiefen Eindruck, ja er gefiel mir besser als der in Florenz, hinter dem er doch an Größe und Höhe zurücksteht. Das eigenthümliche Innere des Sienener Doms ist reich an Kostbarkeiten und Seltenheiten; besonders angezogen haben mich die farbenprächtigen Gradual-Riesenbände und die trefflich erhaltenen Fresken aus dem Leben des Aeneas Sylvius in der Dombibliothek. Das Institut der schönen Künste enthält höchst werthvolle Holzschnitzreien und einige schöne Gemälde von Sodoma und Vecafumi.

Den 29. Mai traf ich abends in Florenz ein, und weile hier nun schon sechs volle Tage, ohne von ferne alles Sehenswürdige bewältigt zu haben. Wenn man von Neapel und Rom kommt, so betritt man Florenz mit einem Zweifel an der Anziehungs Kraft der ehemaligen Residenz Italiens, aber mit Unrecht. Diese Stadt nimmt wieder eine ganz besondere Stelle unter ihren italiänischen Schwestern ein, und zwar eine so hervorragende, daß Viele ihr den ersten Preis zuerkennen und sie als Aufenthaltsort allen andern vorziehen würden. Auch hier spiegelt sich eine große, speziell für Republikaner gar lehrreiche Geschichte ab; die Kunst ist in erstaunlich reicher und schöner Weise

vertreten, und dann liegt die Stadt allerliebst in fruchtbarster Gegend zu beiden Seiten des Arno, rings von lachenden Hügeln und unzähligen Villen umgeben, wie eine Riesenblume in einem Riesengarten. Schön ist sie an und für sich nicht, aber von der Höhe des Torre del Gallo, wo einst Galilei seinen Beobachtungen oblag, des Domglockenturms, der Kirche St. Miniato, des Kaffeehauses im Garten Bobuli oder von Fiesole aus präsentirt sie sich mit ihrer Umgebung ungemein lieblich und anmuthig. Nur will eben jetzt der Name Firenze, d. h. die blühende, nicht recht zutreffen. Die Stadt hat viel verloren durch die Verlegung der Residenz nach Rom und sich, um die Würde einer solchen zu schaffen und zu wahren, in colossale Schulden gestürzt, so daß sich der Stadtrath zahlungsunfähig erklären mußte und der arme Staat nun aushelfen soll. Die Steuern sind unglaublich hoch; viele Reiche sind deshalb weggezogen. Es ist allerdings großartig gebaut worden in Florenz, und die neuen öffentlichen Anlagen der Viale dei Colli, die links und rechts zu dem ausgezeichnet schönen Platz des Michel Angelo mit der Bronzestatue seines David unter St. Miniato führen und vielleicht die schönsten in der Welt sind, erklären einigermaßen die tiefe Verschuldung der Stadt. Es fehlte aber leider auch hier wie in andern Städten Italiens und auch in andern Ländern an einer ehrlichen, umsichtigen und sparsamen Administration, wie wir uns glücklicher Weise einer solchen zu erfreuen haben. Die ganze finanzielle Lage Italiens ist eine traurige, das Land kommt trotzdem, daß die Steuern enorm gestiegen sind*), ökonomisch nicht vorwärts, was aber nicht hinderte, daß man in Florenz mit Millionen leistungsfähiger umsprang, als wir daheim mit Tausenden rechnen, und daß der Staat in Rom ein Finanzgebäude für 2200 Angestellte errichten ließ, das 23 Millionen kostete. Es ist doch gut und heilsam, wenn das Volk auch etwas zu sagen hat zu den Steuerfragen: wie viel und wozu? Lassen wir indessen diese demokratischen Gedanken, mit denen dem Lande doch nicht geholfen ist. Sie sollten nur die Thatsache illustrieren, daß trotz der Sonne, die nun seit sechs Wochen fast immer gleich warm scheint, auch viel, sehr viel Schatten im schönen Italien ist. Es könnte der Beweis dafür auch noch von andern Seiten geführt werden.

*) In Rom bezahlt der Besitzer eines Hauses, das ich kenne, jährlich 7000 Fr. Wohnungssteuer, früher 350 Fr. Hier in Florenz beträgt die gleiche Steuer 42 %.

Florenz ist reicher an schönen öffentlichen Anlagen und nahen schattigen Spazierwegen, auch reicher an Blumen als Rom und Neapel. Wie reizend sind die so günstig gelegenen Cascinen, der Corso der Florentiner mit dem prunkvollen Denkmal des indischen Prinzen, wie grandios ist der statuenreiche, leider etwas vernachlässigte königliche Garten Boboli, wie allersüßt u. a. der Privatpark der Torriciani, welchen wir bei Anlaß einer kleinen Lotterie und Musikaufführung zu Gunsten von Waisenkindern betreten konnten! Ich verlebte in diesem Park in Gesellschaft mehrerer Deutscher einige gar freundliche Stunden. Das lustwanderte sich so prächtig im Schatten mächtiger Bäume und an Beeten voll der herrlichsten Blumen, die auf sorgfältigste und kundigste Pflege schließen lassen! Ich erinnere mich namentlich einer Esche, die bis hoch hinan von großblättrigem Epheu und dichten Ranken der schönsten Rosen umschlungen war. Was ich wohl schwerlich je wieder in meinem Leben vereinigt antreffen werde, das habe ich in Florenz gesehen: blühende Magnolien, Oliven, Reben und Linden.

Eben so groß ist die Befriedigung, die der Kunstmüthigkeitsfreund hier findet. In den Gallerien degli Uffizi und Pitti, in der Akademie der schönen Künste, im Nationalmuseum, in den Privatgallerien und in den vielen Kirchen — welche enorme Fülle von Kunsterzeugnissen ersten Ranges, repräsentirt durch die Namen eines Cambio, Cimabue, Giotto, Donatello, Lippi, Ghirlandajo, Michel Angelo, Fra Bartolomeo, Sarto u. a. Leider konnte ich all' diese Schätze nur flüchtig betrachten, und ich will auch nicht zurückhalten mit dem Bekenntniß, daß sich bei mir in Florenz nach all' dem, was ich schon gesehen hatte, ein ganz bestimmtes Gefühl der Übersättigung einstellte, gegen das schließlich auch das lebhafteste Interesse umsonst ankämpft. Man sollte all' diese italiänischen Kunstsachen löffelweise genießen können. Immerhin war es ein hoher Genuss, die mittelalterlichen Paläste nicht nur außen, sondern auch innen, so weit es möglich war, anzusehen und die Perlen der Statuen und Gemälde, inclusive Fresken, namentlich die Schöpfungen des Riesengeistes Michel Angelo aufzusuchen, dessen sämmtliche Sculpturen in der Akademie der schönen Künste in Gyps nachgebildet sind. Die Piazza della Signoria, dieser politische Schauplatz der früheren unruhigen Republik, rief allerlei Gedanken und Betrachtungen wach. Dante, die Medici, Savonarola, welche Namen! Nicht weit von diesem geschichtlich denkwürdigsten Platze in Florenz erhebt sich massiv und buntfarbig der Dom mit Campanile und Baptisterium, ein

riesiger Bau, der aber nach allgemeinem Urtheil weder im Aeußern noch im Innern recht befriedigt. Die Kuppel ist sehr gelungen, das Ganze aber schwerfällig und das Innere viel zu lichtarm. Die „des Paradieses würdige“ Erzthüre Ghibertis in der Taufkirche verdient die höchste Anerkennung; ob dies auch bei der endlich in Konstruktion begriffenen Dom-Façade der Fall sein wird, steht dahin und wird jetzt schon von vielen bestritten. Die 84 Meter hohe, zierliche Campanile gewährte uns an einem Morgen ungetrübte Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung.

Florenz ist die Stadt der Fresken. Ich habe an keinem Orte so viele und außer in Rom nirgends schönere gesehen. In der Capella degli Spagnuoli verherrlicht eine dieser Fresken u. a. den Sieg der Dominikaner über die Ketzer. Jene, die gefügigen Werkzeuge der Inquisition unseligen Angedenkens, fallen in Gestalt von Hunden über die eingedrungenen Wölfe her, die sich äußerst geduldig zerren und beißen lassen. Das Bild gefiel mir schon darum, weil ich mir sagen konnte: die Zeit der Inquisition ist vorbei, die Dominikaner beißen nicht mehr. Noch so manches wäre über die Kirchen in Florenz zu melden, auch über die Verhältnisse der protestantischen Gemeinden daselbst. Dem deutschen und französischen Gottesdienst am Lung Arno wohnte ich letzten Sonntag bei und freute mich dabei, wieder einmal aus einem schweizerischen Gesangbuch, dem vierörtigen, singen zu können. Auch das Lokal der Florentinersektion des italiänischen Alpenvereins führte mir in Bild und Schrift die Heimath vor, nach der sich nachgerade ein „unnennbares Sehnen“ zu regen anfängt.

Morgen nach Bologna und weiter nach Venedig!

Venedig, den 11. Juni 1878.

Die Strecke von Florenz nach Bologna durchfliegt der Zug in fünf Stunden. Es ist dies eine sehr interessante Fahrt, bis Pistoja durch ebenes, herrlich angebautes Gelände, dann über den toskanischen Appennin mit schönen Ausblicken in seine kleine Gebirgswelt. Die Bahn legt mit ihren großartigen Viadukten, mächtigen Tunnels und soliden Schutzmauern das ehrenvollste Zeugniß ab für die Kunstfertigkeit der Italiäner in solchen Bauten. Der Reno, über den in der Nähe

von Bologna eine gewaltige Brücke führt, hat hier ein überraschend breites Bett und soll bei der Schneeschmelze und bei starken Regengüssen ein schlimmer Geselle sein. Die Kirche der Madonna di S. Luca präsentiert sich lockend schon vor der alten Universitätsstadt.

Bologna la Grassa trat mir ganz concret in einem Schulkameraden entgegen, den ich seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte und in dessen Gesellschaft und Familie ich zwei sehr angenehme Tage verlebte. Den Beinamen „fett“ erhielt die Stadt wegen der Fruchtbarkeit der Gegend und, wie Einige sagen, auch wegen der Lebensweise der Einwohner. Jene bezeugen in beredtester Weise die üppigen Hanffelder vor den Thoren. Auch wenn man von diesem bezeichnenden Beinamen der alten Felsina nichts wüßte, so würde ein Gang durch die Stadt völlig hinreichen, um den Besucher davon zu überzeugen, daß sie sehr wohlhabend ist. Sie nimmt auch durch ihre Reinlichkeit und das seltene Vorkommen von Bettlern für sich ein. Eigenthümlich sind ihre vielen und schönen Arkaden, die höher und weiter sind als die in Bern, und ohne welche es in Bologna im Sommer unausstehlich warm wäre, trotzdem, daß der Schnee auch hier gelegentlich 1 Meter hoch liegt. Solche Arkaden führen auch zur Certosa, dem ehemaligen Kartäuserkloster und jetzigem Campo Santo, der durch seine ganze Anlage, sowie durch eine Reihe ausgezeichneter Monamente sich dem Gedächtniß einprägt. Beinahe eine ganze Stunde lang ist der Säulengang zu der bereits erwähnten Kirche Madonna di S. Luca, die eine schöne Aussicht gewährt. Der Hügel, worauf sie steht, ist befestigt. Als ich mit einem schweizerischen Bergartilleristen, dem Sohne meines Freundes, hinaufpilgerte, mühte sich eben ein Zehngespann von Ochsen an dem Transport einer großen Kanone ab. Das Bild der Madonna ist berühmt und wird mit ihrem Juwelenschatz sorgfältig verwahrt. Ein Priester enthüllte es und machte große Augen, als er leise gefragt wurde, ob denn das Bild wirklich von Lucas, dem Evangelisten, gemalt worden sei. „Securo, securo!“ Damit war die Frage entschieden.

Was Bologna darbietet an Dingen, welche die Fremden anziehen, das habe ich so ziemlich Alles gesehen, von den wenig imponirenden, ja häßlichen schiefen Thürmen bis zu den neuesten Bronzefünden. Die Pinakothek muß gegenüber Rom und Florenz bescheiden zurücktreten, hat aber doch viel Sehenswerthes. Auf ihre Francia, Costa, Caracci, Domenichino, Albani, Reni sind die Bologneser stolz, natürlich auch auf Rafaels h. Cäcilia.

Die hohen Herren der Kunstkritik mögen es mir aber verzeihen, wenn ich bekenne, daß mich die rothbraunen Gesichter auf dem zuletzt genannten Bilde nicht übermäßig erbaut haben. Das sind nicht die feinen Züge und Farben, die man in Rom kennen lernt. Die alte Universität stroht von prunkenden Wappen ehemaliger Studenten. Wie mancher glaubte wohl durch sein Wappen verewigt zu sein, und doch sind bis auf wenige all' diese Namen vergessen! Hier wie anderwärts hielten und halten sich im reißenden Strome der Zeit nur „seltene Schwimmer“ oben. Gegenwärtig soll die Hochschule 6—700 Studenten zählen. Die Stadt hat ein jährliches Schulbüdget von circa 250,000 Fr. und verpflichtet die Kinder vom 7. bis zum 12. Altersjahr zum Besuch der Volksschule. Für opere pie, wir würden sagen, für wohlthätige Zwecke, besitzt Bologna das enorme Kapital von 40 Millionen Franken, deren Zinsgenuss indessen, wenigstens zum Theil, durch enge testamentarische Bestimmungen verkümmert ist. — Von allen Kirchen Bolognas macht S. Petronio, welcher Bau wie der des Doms in Siena nur ein Bruchstück der ursprünglichen Riesenpläne ist, den besten Eindruck. Das ist einfach-würdige Gotik! Nur daß die Capitale in der Mitte der Strebepfeiler störend wirken. Eine ehemalige Jesuitenkirche fand ich in ein Turnlokal umgewandelt, worin eben mit Fleurets geswochen wurde.

Am 7. Juni langte ich abends in der alten Biberrepublik Venedig an. Auf der Fahrt hieher fielen mir am meisten die paduanischen oder euganeischen Berge auf, die plötzlich ganz unvermittelt in der ungeheueren Ebene, durch welche die Eisenbahn geht, „fünf und frei“ auftauchen, und bei deren Anblick man sich unwillkürlich fragt: Wie kommen denn die hieher? Als der Zug die auf mehr als 80,000 Lorchenholzstämmen ruhende, 3600 Meter lange Eisenbahnbrücke über die Lagunen passirt hatte und die Passagiere in Gondeln durch den großen Kanal — ich ins einfache, aber sehr gut gehaltene neue Hotel Aurora an der Riva dei Schiavoni — befördert wurden, da drängte sich wohl ihnen allen die Ueberzeugung auf, daß Venedig eine Stadt sonder Gleichen ist, und nun, nachdem ich sie nach allen Seiten durchstreift und durchgondelt habe, schließt sie als ein seltsam strahlender Edelstein die Kette der vielen italiänischen Städtebilder, die ich in mich aufnehmen konnte und durste. Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wollte ich in die Fußstapfen derer treten, welche Venedig zu schildern versucht haben. Rom ausgenommen hat wohl kein Ort in Italien so viele beschreibende Federn ge-

funden, wie die nach Lage, Bauart und Geschichte eigenartige und einzige Lagunenstadt. Nur wenige Worte über die Eindrücke, die ich empfing.

Napoleon, der Große, nicht der Kleine, wollte in seinem corsischen Uebermuth und Zorn den Namen Benedigs vertilgen, es war aber auch in diesem Falle dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Stadt steht noch und ihr Name lebt fort. Es ist doch gut, daß, wie die Wellen des Meeres sich an den riesigen Mauern brechen, die Benedig schützen, eine höhere Macht den stolzen Menschen gebietet: Bis hieher und nicht weiter! Auch die meerbeherrschende Stadt der Dogen hat, wie Napoleon, die Wahrheit dieses Sprüchleins erfahren; das Meer flutet und ebbt noch, das ihre mächtigen Flotten getragen, der geflügelte Löwe von St. Marco steht noch auf seiner hohen Säule, aber überall heißt's: Fuimus Troes. Das war das erste Gefühl, das sich meiner bemächtigte, als ich an so manchem verfallenen Palast vorbeifuhr und die alte glorreiche Zeit Benedigs in all' ihrer Größe auf dem Markusplatz und im Arsenal vor mir aufstieg: Benedig war einst der stolzeste Name Italiens und seine Macht fast so gefürchtet und gesucht wie die der alten Roma, aber wir kennen auch die Flecken, die daran haften: Egoismus und Terrorismus in furchtbarster Gestalt. Die Nemesis blieb nicht aus, doch brach sie nicht vernichtend, nur demüthigend und erniedrigend herein. Die Stadt mußte herabsteigen von der Höhe ihres Kuhmes, aber sie blieb unversehrt und übt heute noch eine Anziehungskraft aus wie wenige Orte in der Welt. Das dankt sie ihrem Markusplatz, ihren Palästen und Kirchen, Gemälden, Lagunen, Kanälen und Gondeln. Zu den Dingen, die man nicht vergißt, wenn man sie einmal mit eigenen, offenen Augen gesehen hat, gehört der angeführte Platz mit der Kirche gleichen Namens, dem Campanile, den alten und neuen Prokuracien, der Dogenpalast, der große Kanal mit der Rialtobrücke, der Blick auf die Stadt und die Lagunen bei Ebbe und Flut von der Höhe des Glockenturms auf dem Marcusplatz oder desjenigen der Kirche S. Giorgio Maggiore, eine Gondelfahrt bei Nacht in den Lagunen oder im großen Kanal, wenn des Mondes Licht im Wasser zittert und das schwarze Schiff darin seine silbernen Furchen zieht. In einem dieser schwarzen Schiffe dachte ich an Goethes Epigramm:

„Diese Gondel vergleich ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schwelen
Auf dem großen Kanal sorglos durch's Leben dahin.“

Der Markusplatz ist heute noch das Centrum der Stadt. Mit diesem riesigen, von den schönsten Bauten und Läden umschlossenen Saal, der den Himmel zur Decke hat, kann sich kein anderer Platz messen. Alle Welt geht hier beim Gaslicht spazieren, als müßte es so sein. Tausende und Tausende gehen auf und ab, wogen zu und weg, bis tief in die Nacht hinein. Die altersgraue Markuskirche läßt einen gemischten Eindruck zurück. Auch sie hat nicht ihres Gleichen, aber sie ist so fremdartig, eigenthümlich und unregelmäßig, daß man sich ordentlich zusammennehmen muß, um dem Bau gerecht zu werden, wozu es mehr als eines Besuches bedarf. Ich konnte aber schließlich doch nicht zu dem Urtheil gelangen, daß die Kirche als Ganzes sonderlich geeignet sei, andächtig zu stimmen. Ueberdies trägt sie in ihren Details das Raubsystem des alten Venedig auch gar zu sehr zur Schau. Allgemeine Bewunderung erregt dagegen der Dogenpalast, der in beredtester Weise, äußerlich und innerlich, die frühere stolze Macht der Stadt verkündet. Welch' stramme Kraft spricht sich aus in diesem herrlichen Bau und mit welch' fürstlicher Pracht sind seine Gemächer ausgestattet! Sic transit gloria mundi. Das goldene Buch ist vernichtet, der Buccentaur existirt nur noch im Modell, aber auch die Zeit der Bleidächer und der unterirdischen Gefängnisse mit ihren schauerlichen Schrecken ist vorüber. Andere alte Gefängnisse werden noch benützt. Die Verbrecherzahl ist leider groß in Italien, und die beiden gewaltigen Irrenanstalten, die ich von meinem Zimmer aus in den Lagunen draußen erblicke, mahnen mich an einen andern Jammer der Menschheit, der überall immer größere Dimensionen annimmt. Ein Besuch im Hospital S. Marco, das 1500 Kranke verpflegt, war sehr erfreulich. Die großartige Anstalt machte durch ihre Reinlichkeit den besten Eindruck, nur kam dem Laien die Ventilation mangelhaft vor. Die Armut ist groß in Venedig. Dringt man in das Gewirre der Gäßchen, in die Jahr aus Jahr ein kein Sonnenstrahl fällt, oder sieht man nachts bald da bald dort eine Gestalt in Lumpen auf dem harten Stein zur Ruhe ausgestreckt, so mag man es gern glauben, daß $\frac{1}{4}$ oder gar $\frac{1}{8}$ der Bevölkerung unterstützungsbedürftig sei. Für die Armen ist der öffentliche Garten eine wahre Wohlthat. Hier hörte ich am Pfingstmontag einem Mann aus dem Volke zu, der im Schatten der Bäume einer großen Anzahl von Männern und Frauen Geschichten erzählte, lebhaft und beredt, aber im venetianischen Dialekt, den ich nur zum Theil verstand.

Am ersten Pfingstfeiertage war solenne Messe in der Markuskirche in Gegenwart des Patriarchen. Ein Kanoniker zeichnete sich durch einen prächtigen Bariton aus. Musik und Gesang wie immer weltlich-geistlich gemischt. Dieselbe Pfingstgeschichte, die in der Markuskirche mittelmäßig schön gesungen wurde, hörte ich in meiner Sprache im gottesdienstlichen Lokal der deutschen Gemeinde — Katholizismus und Protestantismus neben- und nacheinander in grellem Gegensatz. Die brave, kurze Predigt erbaute mich.

Parallel mit der einstigen politischen und kommerziellen Größe Venedigs ging die architektonische. Kirchen und Paläste zeugen dafür. Unter den letztern sind wahre Juwele zierlicher, eleganter Konstruktion, von denen manche auch an den kleinen Seitenkanälen sich erheben, grundverschieden von den massiv-ernsten Palästen in Florenz und Siena. Bei dem sonst so seriosen Charakter der venetianischen Republik könnte man sich diese schönen Fassaden ohne den Einfluß des Orients gar nicht vorstellen.

Auch die venetianische Malerschule behauptet ihre ganz besondere Stellung. In Florenz übersättigt, gab ich mich hier mit frischem Interesse den Schöpfungen eines Bellini, Giorgione, Titian, Pordenone, Veronese &c. hin, die mit Titian als ihrem Meister in der Ölmalerei sich auszeichneten. Die Akademie, Kirchen und Paläste enthalten unsterbliche Werke dieser Maler. In derselben Kirche, worin das schönste Grabmal modernen Styls, das ich je gesehen, steht, das des Titian in den Frari, hängt auch sein feinstes Bild, die Madonna mit der Familie Pesaro. Warum fehlt doch im Palast der Conservatoren in Rom die Büste Titians?

So Vieles wäre noch zu berühren, die Tauben des heil. Marcus, die Frutti di Mare auf dem Fischmarkt, die neuen Badeeinrichtungen am Lido, die Glas- und Mosaikfabriken, die Stamparia Guerini &c., aber die Post drängt. Meine Reiseuhr ist bald abgelaufen. Ich will mich noch kurze Zeit an den oberitaliänischen Seen aufzuhalten und von dort über die Berge in die Heimat begeben, wohin Amt und Haus zurückwinken.

Venedig hatte es mir angethan; ich schied ungern von diesem Ort, den ein gnädiges Schicksal vor Verarmung und Versumpfung beschirmen möge. Auf der Gondelfahrt nach dem entlegenen Bahnhofe sah ich mir noch die Kirche der unbeschuhten Carmeliter an, die mit verschwenderischer, man dürfte wohl sagen, mit unsinniger Pracht ausgestattet ist. Am 12. Juni, vormittags

9 Uhr, führte mich die Eisenbahn aus der Neptunsstadt, der Heimat entgegen. Eine staubigere, heißere und unerquicklichere Fahrt als die von Venedig nach Mailand, an monotonen Maisfeldern und entblätterten Maulbeerbäumen vorbei, habe ich nicht erlebt. Es war kaum zum Aushalten in unserm Waggon. In Mailand mußte eine gründliche Säuberung vorgenommen werden, wozu reichlich Zeit vorhanden war. Gleichen Tages noch fuhr ich nach Arona, übernachtete hier, besuchte am folgenden Tage früh die Isola Bella und Isola Madre, deren Herrlichkeiten man oft übertrieben hat, und das schöne Pallanza, bestieg, leider bei umwölktem Himmel, den Sasso di Ferro bei Laveno und langte abends in Locarno im stattlichen neuen Grand Hotel an, in dessen kolossalen Lokalitäten die wenigen Reisenden sich schier verloren. Der 13. Juni, der mich per Eisenbahn nach Biasca und von hier per Post nach Andermatt brachte, war ein richtiger Regentag, der indessen dem guten Humor der Reise-Gesellschaft keinen Eintrag thut. Etwas weniger „regennässig“ fiel die Extrafahrt nach Flüelen und Luzern aus. Nach kurzem Aufenthalt in Zürich zu einiger Ausruhe von den Reisestrapazen langte ich den 17. Juni nach fast zweimonatlicher Abwesenheit glücklich und darum doppelt dankbar bei Hause an. Das war die schönste meiner vielen Reisen. Aus der Fülle der Erinnerungen an sie werde ich noch unzählige mal schöpfen.
